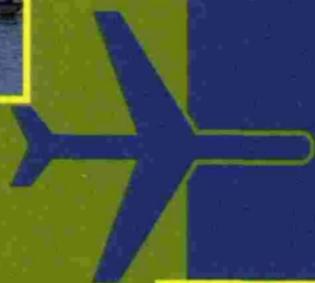


Ernst Vatter

Zum Staunen
in der weiten
Welt



VLM

Ernst Vatter

Zum Staunen in der weiten Welt



Verlag der
Liebenzeller Mission
Lahr

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Vatter, Ernst:

Zum Staunen in der weiten Welt / Ernst Vatter. – Lahr : Verl. der
Liebenzeller Mission, 1998

(TELOS-Bücher ; 7779 : TELOS-Taschenbuch)

ISBN 3-88002-659-9

TELOS-Bücher

TELOS-Taschenbücher Nr. 77 779

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe und
Fotokopie

3. Auflage 1999

© Copyright 1998 by Edition VLM

im Verlag der St.-Johannis-Druckerei

Umschlaggestaltung: Ostertag Mediendesign, 70031 Stuttgart

Herstellung: St.-Johannis-Druckerei, 77922 Lahr

Printed in Germany 13917/1999

Inhalt

Der Verteidigungsminister zu Besuch	7
Flug mit Turbulenzen	8
Ein Zug rattert durch China	11
Sorry, der Bus ist voll!	13
Der kleine Japaner am großen Wasserfall	15
Die Liebenzeller Mission und die Siemensgeräte	17
Krokodile und der Missionsleiter	22
Gemeinde Jesu lebt – hinter dem Postschalter	26
Über den Wolken muß die Freiheit wohl grenzenlos sein...	28
Das Wunder in der Flughafenhalle	31
Ein Mörder als Hausvater?	34
Die verlorene Predigt	37
Mori – der Wald wird neu	42
Doktor Ishii in der Krise	44
Abendessen im Hause des Ministers	45
Amerika-ya-san	47
Gottes Wort verändert	53

Ich möchte den Jesus, den meine Tochter hat!	56
Der Schwiegervater schwitzte	59
»Mama, was kommt jetzt?«	65
Der wütende Onkel	67
Mit ausgehängten Türen im Hubschrauber	69
Glück im Unglück	73

Der Verteidigungsminister zu Besuch

So etwas passiert nicht alle Tage! Der Anruf kam aus der Deutschen Botschaft in Port Moresby, der Hauptstadt von Papua-Neuguinea: »Wären Sie bereit, unseren Verteidigungsminister anlässlich seines Deutschlandbesuchs in Bad Liebenzell zu empfangen?« Es sei sein ausdrücklicher Wunsch, nach Bad Liebenzell zu gehen! Ich sagte sofort zu; denn es ist schon eine Seltenheit, wenn ein Verteidigungsminister den Wunsch äußert, eine Missionsgesellschaft besuchen zu wollen.

Einige Wochen später kam dann der Anruf aus Bonn, in dem uns Näheres mitgeteilt wurde: Der Minister würde am Nachmittag des Soundsovielten in Bad Liebenzell eintreffen und zwar mit einem Hubschrauber, der unterhalb des Freibades landen könne. Wir sollten ihn doch, bitte, in der Nacht noch nach München bringen.

Bei dieser Nachricht kam ich ein bißchen in Aufregung: Die Herren nach München bringen! Nein, die Fahrt machte mir kein Kopfzerbrechen, aber das Auto! Diese hohen, vielleicht auch korpulenten Herren konnte ich doch nicht in meinen bescheidenen Audi setzen! Und einen Missions-Mercedes mit Chauffeur, wie wir das früher gehabt hatten, gab es schon lange nicht mehr. Ich fragte also bei einem mir bekannten BMW-Haus an. Es war gut zu wissen, daß dieser Autohändler gläubig ist. »Kein Problem, Herr Vatter, das läßt sich machen!« So kamen der Minister und ich zu einer bequemen Fahrt im BMW-Leihwagen, und das sogar ohne Kosten für die Mission.

Doch vorher hatten wir für den Nachmittag noch alle Missionare eingeladen, die sonst in Papua-Neu-

guinea arbeiteten, und es gab eine fröhliche Kaffeegrunde. Die paar Stunden vergingen wie im Flug. Es war mir aber nicht ganz klar, warum der Verteidigungsminister ausgerechnet die Liebenzeller Mission sehen wollte. Kurz bevor er zur Weiterreise aufbrach, sagte er mir: »Ich möchte der Liebenzeller Mission herzlich danken, daß sie Missionare zu uns nach Papua-Neuguinea geschickt hat. So kam das Evangelium auch zu mir; und der Glaube an Jesus hat mir geholfen, daß ich kein korrupter Politiker geworden bin. Das wollte ich euch sagen, und vielen Dank dafür!«

Doppelt frohen Herzens fuhr ich den Minister und seine Begleiter im schönen BMW nach München und konnte sie wohlbehalten in ihrem Hotel absetzen. Wieder einmal hatten wir erfahren: Das Wort Gottes, treu weitergegeben, zeigt Wirkung. »Es ist niemand zu groß, es ist niemand zu klein ...«, auch nicht ein Verteidigungsminister.

Flug mit Turbulenzen

Wenn man in einem der großen Jumbo- oder anderen Jets weit genug aufgestiegen ist, hoch über die höchsten Wolken, die dann wie eine weiche weiße Wattedecke unter uns liegen, dann fliegt man ruhig und fühlt sich fast wie auf dem Sofa daheim. Der große Vogel zieht unbeirrt seine Bahn, weithin vom Autopiloten gesteuert, in 10–12 000 m Höhe. Ein tintenblauer Himmel lenkt die Gedanken hinaus ins Weltall.

Auch in so großer Höhe kann es allerdings passieren, daß das Flugzeug in ein »Luftloch« gerät und

plötzlich absackt. Wer dann in seinem Sitz nicht angegurtet ist, läuft Gefahr, daß ihm buchstäblich »die Decke auf den Kopf fällt«, die Kabinendecke nämlich, mit der er höchst unsanft und sehr gefährlich zusammenstößt. Erfahrene Luftreisende lockern deshalb zwar den Sitzgurt ein wenig, bleiben aber angeschnallt.

Manchmal reicht auch die Unruhe unserer Atmosphäre bis in so große Höhen hinauf. Schauen Sie sich nur zur Sommerszeit die Haufenwolken an, die zu gewaltigen Gewittertürmen emporwachsen! Was ihre Gestalt zu phantastischen Wolkenbildern verändert, sind ungeheure Luftbewegungen – auf der Erde kennen wir sie als die Gewitterstürme! – und die sind selbst für einen Jumboriesen höchst gefährlich. Kein Pilot wird unnötig einen Flug durch solch eine dramatische Himmelslandschaft riskieren.

Aber dann muß er ja einmal landen ...

Anflug auf Palau. »Über der Insel hat sich ein Gewitter zusammengebraut. Wir müssen mit Turbulenzen rechnen, schnallen Sie sich bitte an!« Ruhig sprach die sonore Stimme des Flugkapitäns der Boing 727 aus den Bordlautsprechern. Als wir der Insel näher kamen, ertönte die Stimme wieder: »Obwohl das Gewitter genau über dem Flugplatz steht, versuchen wir zu landen.«

Ziemlich steil ging es nach unten, doch sofort stieg die Maschine wieder hoch. Der Kapitän hatte durchgestartet. »Entschuldigung, aber wir versuchen es noch einmal«, war wieder die Stimme des Kapitäns zu vernehmen. Dieselbe Prozedur – noch etwas gewagter!

Mein Begleiter und ich schauten uns an. Jeder wußte, was der andere dachte, und unsere Gebete aus

erschrockenen Herzen wurden ernster. Drunten im Flughafengebäude warteten unsere einheimischen Brüder und Schwestern, die uns empfangen wollten. Das ist in der Südsee immer ein großes Ereignis. Ich war mir sicher, daß auch sie, die ja die vergeblichen Landversuche von unten miterlebten, um Bewahrung und Hilfe beteten. Wie heftig sie beteten und wie nötig das war, ahnte ich jedoch nicht. Auch dieser Versuch zur Landung schlug fehl. Dann, nach einer längeren Pause, meldete der Pilot: »Wir setzen zu einem dritten Versuch an. Wenn der nicht gelingt, müssen wir zu der Insel Yap zurückfliegen!«

Steiler Anflug – Landung! Einige unserer Brüder, darunter der jetzige Erziehungsminister, hatten das Drama im Tower miterlebt. »Wir haben für euch gebetet, ganz besonders nachdem euer Pilot seine Besorgnis äußerte. Wir hörten ja, wie er über Funk sagte, er habe große Bedenken im Blick auf den Treibstoffvorrat, falls er weiterfliegen müsse!«

Plötzlich wird einem die Tragweite der Gefahr bewußt und damit auch die machtvolle Hilfe Gottes! Hätten wir das alles schon während der Landung gewußt, unsere Knie hätten noch mehr gezittert, als wir endlich wohlbehalten auf festem Boden standen! Reich mit Blumenkränzen geschmückt, hörten wir dem Begrüßungslied der Gemeindefrauen zu, und unsere Herzen stimmten voll ein in das Lob Gottes, unseres guten und starken Vaters im Himmel.

Ein Zug rattert durch China

Auf einem Heimflug von Japan in den 70er Jahren hatte ich in Hongkong Aufenthalt und erfuhr dort, daß eine Gruppe von 15 bis 20 Personen eine Reise ins Inland von China machen würde, bei der noch ein oder zwei Plätze frei waren. Ich erkundigte mich, wer an der Reise teilnahm und wohin sie führte. Als ich hörte, die Fahrt gehe u. a. auch in die Provinz Hunan und in die Stadt Changsha, den Geburtsort von Mao Zedong, meldete ich mich kurz entschlossen an. Nicht so sehr an Mao, aber an Changsha hatte ich großes Interesse; denn das war einst die Hauptstation unserer Liebenzeller Mission in China gewesen, bis die Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg aufhören mußte.

Wie war ich froh, auf diese Weise überhaupt nach China einreisen zu können! Ob es da noch etwas von früher zu entdecken gab?

Am nächsten Tag ging es schon los. Bald merkte ich, was für einer buntgewürfelten Gruppe ich mich angeschlossen hatte: Portugiesen, Franzosen, Amerikaner, Argentinier und dazu ich als Deutscher.

Natürlich war es mein Gebet, daß es doch in meiner Gruppe einen Christen geben möge, mit dem auch eine Unterhaltung über die Gemeinde Jesu in China möglich wäre. Die ersten zwei Tage war ich enttäuscht, weil scheinbar kein Christ unter uns war. Am zweiten Abend bestiegen wir auf einem großen Bahnhof in Kanton einen langen Zug, der die ganze Nacht hindurch in Richtung Changsha fahren sollte.

Wir sechs Männer wurden in ein Abteil mit je drei gegenüberliegenden Stockbetten eingewiesen. Von der

Decke baumelte eine schwach leuchtende elektrische Birne. Sie war nicht der Grund, daß wir nicht schlafen konnten. Es war das Schlingern und Rattern des fahrenden Zuges, das uns wach hielt.

In der allgemeinen Müdigkeit schlug jemand vor, es könne sich doch jeder kurz vorstellen, damit wir uns näher kennenlernten. Ich lag rechts oben auf der Pritsche, unter mir zwei Südamerikaner, gegenüber ein Franzose und darunter zwei Amerikaner. Als die Reihe an mir war, nannte ich neben Namen und Herkunftsland auch meinen Beruf und mein Anliegen für diesen meinen ersten Besuch in China. Gerade wollte ich mich damit abfinden, daß mein Gebet um einen bewußten Christen in der Gruppe wohl nicht in Erfüllung gegangen war, da hörte ich von links unten aus der ersten Etage zu mir nach rechts oben in die dritte Etage: »Ich kenne Sie, Herr Vatter!«

»Dem Amerikaner ist wohl die Hitze Chinas in dieser stickigen Luft nicht gut bekommen!« Das sagte ich ihm natürlich so nicht, ich drückte nur höflich meine Verwunderung aus. Dies könne wohl nicht gut sein, erwiderte ich, da ich ihn bestimmt noch nie gesehen hätte! Er lachte. »Aber ja, das stimmt schon!« erklärte er. »Ich habe eine Druckerei in Kalifornien, und Sie haben einmal an meine Adresse geschrieben und um den Kostenvoranschlag für den Druck eines Neuen Testaments in der Yap-Sprache gebeten. Preisgünstig natürlich! Ich bin der Besitzer, und ich bin ein fröhlicher Christ. An Ihren Namen erinnere ich mich recht gut, und auch an den Briefkopf der Liebenzeller Mission.«

Ja, es stimmte; ich hatte wirklich dieser Druckerei damals geschrieben. Nun hatte Gott mein Gebet um

einen Mitchristen doch erhört. Wir hatten in jenen Tagen in China eine gute Gemeinschaft. »Die Welt ist klein!« sagt man, wenn man so unerwartet auf jemanden trifft. Die Welt ist klein, aber unser Gott ist groß! Wieder einmal hatte ich erlebt, daß Gott Gebete erhört. Es ist gut, ihm zu vertrauen.

Sorry, der Bus ist voll!

Eine Reihe von Gottesdiensten und Versammlungen in Toronto/Kanada war zu Ende, aber ich hatte noch eine Einladung nach dem etwa 4000 km entfernten Vancouver auf der anderen Seite des amerikanischen Kontinents. Welche Transportmöglichkeiten gab es wohl an die Westküste Kanadas? Ich wollte ja pünktlich in Vancouver ankommen. Aber nur so über die Rocky Mountains hinwegfliegen? Das wäre doch jammerschade gewesen. Schließlich habe ich in meiner Jugend alle Karl-May-Bücher verschlungen, und die Rockies waren für mich der Inbegriff von Wildheit, Bären, Indianern und unberührter Natur.

Das Problem ließ sich lösen, indem ich bis Calgary mit dem Flugzeug und von dort mit dem Überlandbus reiste. »Gut geplant!« dachte ich und ahnte nicht, welches neue Problem damit vor mir lag. Ich flog also von Toronto nach Calgary. In Calgary nahm ich ein Taxi vom Flughafen zum Zentralomnibusbahnhof, von dem der Überlandbus abfahren würde, und reihte mich in die Schlange der Wartenden ein. Ich freute mich schon sehr auf diese Fahrt in eine mir bis dahin völlig unbe-

kannte Gegend und war gespannt auf den Bus, denn die Fahrt nach Vancouver sollte viele Stunden dauern.

Richtig, da kam er auch schon, ein schöner, großer, modern ausgestatteter Reisebus. Ohne zu drängeln stieg ein Fahrgast nach dem andern ein. Da ich ziemlich am Ende der langen Reihe stand, hatte ich schon Sorge, ob ich überhaupt noch mitkommen würde. Aber jetzt war ich an der Reihe! »Sorry, der Bus ist voll.« Der Schaffner sagte es sehr höflich und ganz lieb. Es täte ihm sehr leid, aber ich könne nicht mehr mit. Die automatischen Türen schlossen sich – und weg war er. Hilflos schaute ich hinter ihm her. Wie sollte ich nun noch rechtzeitig nach Vancouver kommen?

Als ich so ratlos überlegte, hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir: »Herr Vatter!« Sogar in sehr gutem Deutsch! Überrascht drehte ich mich um. Hinter mir stand ein junges Ehepaar. »Es tut mir leid, aber ich kenne Sie nicht«, mußte ich sagen. Sie lachten. »Das glauben wir Ihnen, aber wir kennen Sie! Wir haben Sie am letzten Sonntag im Gottesdienst in Toronto gehört. Wir haben den Eindruck, daß Sie ein bißchen durcheinander sind, weil der Bus ohne Sie gefahren ist, und wir wollten Ihnen nur sagen, daß bald ein Ersatzbus kommen und den Rest von uns mitnehmen wird.«

Ich weiß bis heute nicht, an was die beiden von hinten gemerkt haben, wie dumm ich dreinschaute. Vielleicht an abstehenden Nackenhaaren? Auf alle Fälle war ich jetzt erleichtert! In meinem Herzen stieg Jubel und Dank auf: Wie groß bist du, Herr! Gott, an jedem Ort der Erde bist du mir nah, um mir zu helfen. Wenn ich bis ans Ende der Welt gehe – du bist da; und selbst in den hintersten Winkeln bist du auch schon

da! Was ist es für eine Freude, einem solchen Herrn zu gehören und in seinem Auftrag auch zu reisen.

Zur Vervollständigung sei noch angefügt, daß ich nach einer interessanten Fahrt gut und wohlbehalten und auch rechtzeitig in Vancouver angekommen bin; aber das haben Sie, lieber Leser, sich sicher ja schon gedacht!

Der kleine Japaner am großen Wasserfall

Kimura-sensei, ein mir gut bekannter japanischer Pastor und Evangelist, lag im Krankenhaus. Körperlich ging es ihm nicht gut, und ich denke, er wußte, woran er war. Aber sein Geist war frisch, und gläubige Freude lag auf seinem Gesicht, als er aus den Erinnerungen seines Lebens erzählte.

»Du bist ja auch schon viel in der Welt herumgekommen, wohl mehr als ich«, begann er. »Aber einmal kam ich nach Amerika. So etwas passiert nicht oft. Ich freute mich, und ich wollte so gerne die berühmten Niagarafälle sehen!«

Die Freunde in Amerika – dankbar für den guten evangelistischen Dienst des Japaners – erfüllten ihm diesen Wunsch und führten ihn zu den gewaltigen Wasserfällen. Von der kanadischen Seite sind sie übrigens noch viel imposanter. Aber da stand er nun, unser Kimura, still und staunend.

Wenn ein Japaner einen Wasserfall betrachtet, denkt er nicht (wie ein Deutscher): »Wieviel Kubik-

meter Wasser stürzen da wohl herunter? Wieviel Strom läßt sich damit erzeugen, und wer wird damit versorgt?« Nein, der Japaner sieht die Natur, die Größe, das Gewaltige – und er beugt sich davor und möchte die Harmonie der Natur mit seinem Wesen fühlen. Das ist echt asiatisch und manchmal ein großer Vorteil, weil es das Herz, das Gemüt bereichert.

So steht Kimura-sensei in Gedanken versunken da. Bis ihm plötzlich einer von hinten auf die Schulter schlägt, daß er zusammenzuckt! Er schaut sich um und muß weit hinaufschauen, denn da steht ein baumlanger Amerikaner hinter ihm. Der schaut auf den kleinen Japaner herunter und sagt in leutseligem Ton: »He, du Kleiner, so einen Wasserfall habt ihr in Japan halt nicht!«

Kimura-sensei war ein Mann, der zuerst dachte, ehe er redete. Er dachte schnell. Und sagte nach oben: »Was willst denn du? Dieser Wasserfall gehört meinem Vater!«

Jetzt war's am Amerikaner zu staunen. Fast blieb ihm der Mund offenstehen. »Was, deinem Vater?« – »Ja, meinem Vater im Himmel. Aber den kennst du vielleicht nicht? Den Vater, der den Niagarafall zufällig euch Amis gegeben hat?«

»... und dann habe ich ihn evangelisiert«, fuhr Kimura-sensei fort und strahlte, »und habe ihm noch mehr von diesem großartigen Vater erzählt.«

Was wir bei meinem Besuch im Krankenhaus beide nicht wußten: Drei Wochen später war Kimura-sensei bei seinem Vater im Himmel. Sein Zeugnis wirkt fort. Er aber sieht jetzt den, an den er geglaubt, ja mehr: an dem er sich schon bei Lebzeiten gefreut hat!

Die Liebenzeller Mission und die Siemensgeräte

Der Bürgerkrieg war Anfang der 70er Jahre vorbei. Das frühere Ostpakistan war ein selbständiger Staat Bangladesch geworden. Gott legte dieses Land der Liebenzeller Mission ans Herz, und wir überlegten, ob dort ein Aufgabengebiet auf uns wartete. Bangladesch war zum großen Teil verwüstet. Grenzenlose Armut und Hungersnot überzogen das Land, und an allen Ecken und Enden waren die Menschen von Hoffnungslosigkeit geprägt. Wie konnte man helfen, wie konnten sie das Evangelium hören?

Als ich zu einer Erkundungsreise über die Möglichkeiten einer Arbeit in dem nun islamisch ausgerichteten Staat Bangladesch aufbrach, bat ich den Vorsitzenden unseres japanischen Gemeindeverbandes, Pastor Goto von Japan, doch nach Kalkutta zu kommen, damit wir diesen Besuch miteinander machen könnten. Mein Gedanke war, daß ein aus Asien stammender Mitarbeiter die Situation anders beobachten und bei Gesprächen und Eindrücken vieles anders sehen und besser verstehen würde, als es mir, dem Europäer, möglich war. Goto-san war einverstanden. Wir trafen uns, wie verabredet, im Flughafen von Kalkutta. Da damals die Fluglinie nach Bangladesch völlig unregelmäßig ankam beziehungsweise abflog, mußten wir stundenlang im Wartesaal sitzen und konnten nur hoffen, daß sich im Lauf des Tages noch ein Flug ergeben würde.

Es tat uns nicht leid um die Zeit. Wir hatten uns ja vieles zu erzählen. Im Lauf meiner Missionarszeit in

Japan waren wir Freunde geworden. Als im Jahr 1952 zum ersten Mal in Japan ankommender junger Stift besuchte ich die Gottesdienste bei Pastor Mizoi in Kugahara. Dort gehörte Goto-san zu den ersten vier Taufbewerbern, und ich erlebte ihre Taufe im Fluß Tamagawa als eindruckliches Ereignis. Nach seiner Ausbildung zum Pastor kam er nach Nakanoshima, dem Ort unserer Hauptstation, und baute seine schöne Kirche direkt neben unserem Grundstück. Mit Gotos beiden Kindern wuchsen unsere zwei Jüngsten auf, spielten und stritten und vertrugen sich, wie es Kinder in der ganzen Welt machen. Daß sein Söhnchen ein rechter Lausbub war, hat den jungen Vater mit Stolz erfüllt; so gehört sich's für einen Buben in Japan.

Wir waren gute Freunde, Shigemitsu Goto und ich. Freunde, wie man sie im höflichen Japan selten findet: Er sagte mir auch, wenn ich etwas falsch machte! Und er nahm mir so manche ungeschickte Unhöflichkeit, die einem Ausländer einfach unterläuft, nicht übel.

Jetzt habe ich während des Wartens im Flughafen aus der Vergangenheit erzählt, in Erinnerungen geschwelgt. Macht nichts, wir hatten ja Zeit! Aber nun richten wir unsere Gedanken auf die Zukunft. Was wird uns in Bangladesch erwarten?

Der Flughafen ist ein Vorgeschmack auf diesen Teil Asiens: Menschen, Menschen, Menschen! Ein buntes Bild und Treiben. In Eile hasten die einen, gelangweilt hängen die andern rum. Stattliche Inder mit gewickelten Turbanen und schwarzen Bärten und ihre Frauen, anmutig die jüngeren, dick und selbstbewußt die älteren, beide in wunderschön fließende Saris gekleidet. Chinesen, die man nicht nur an ihren Schlitzaugen erkennt, sondern auch am lauten, singen-

den Geschnatter. Magere, einfach gekleidete Bengalen – Bangladescher muß man ja heute sagen – und Menschen mit schwarzer Hautfarbe – alles ist hier anzutreffen, und jeder bringt seine Atmosphäre mit, und entsprechende Töne und Düfte erfüllen die Halle ... Auch Weiße gibt es, die hier zwischen den kräftigen Gesichtsfarben ganz rosarot wirken. Es ist eigentlich keinen Augenblick langweilig, wenn man so beobachtet. Und sein Gepäck darf man ja auch keinen Augenblick aus den Augen lassen...

»Du, die Frau, die dort hereinkommt«, machte mein japanischer Bruder mich aufmerksam, »die sieht doch aus wie eine Missionarin, oder nicht?« – »Richtig«, stimmte ich zu, »und der Mann, der jetzt hereinkommt, könnte ein Deutscher sein.« Der Anzug, der Gürtel, der Bauch, die Schuhe – alles sprach dafür. Das mußten wir herausfinden! Schnell waren wir uns einig: Goto-san ging auf die »Missionarin« zu, und ich wandte mich zu meinem angeblichen Deutschen, der in einer anderen Ecke saß. Es stellte sich heraus, daß die Dame eine finnische Missionarin war, die mit der Lutherischen Mission im Norden von Bangladesch arbeitete. Und mein Mann war wirklich ein Deutscher, Vertreter von Siemens für medizinische Geräte in Asien. Zu ihm setzten wir uns und kamen ins Gespräch. Noch dachte keiner, daß dies der hilfreiche Startschuß für unsere geplante Arbeit in Bangladesch werden würde!

Wir erfuhren, daß die neue Regierung von Bangladesch für ihr bestes Hospital gerne einen Röntgenapparat kaufen würde. Siemens hatte damals schon eine Vertretung in der Hauptstadt Dhaka. Das ganz große Problem war jedoch, daß die Regierung keine geeig-

neten ausgebildeten Röntgenschwestern für die Benutzung der Apparate hatte. »Die haben wir!« konnte ich erfreut einwerfen, »zwei hervorragend befähigte Krankenschwestern, die auch Röntengeräte bedienen können.« Ob der Herr von Siemens nicht, wenn er den Gesundheitsminister besuchte, auch einen Besuch für uns arrangieren könnte? Er versprach uns, dies zu tun. Als wir später in Dhaka eintrafen, verloren wir ihn im Menschengewühl sehr schnell aus den Augen.

Pastor Goto und ich nahmen ein Doppelzimmer in einem Hotel und versuchten von dort aus, mit verschiedenen kirchlichen Organisationen und Regierungsstellen Kontakt aufzunehmen. Von Siemens hörten wir nichts. Nach zwei Tagen hatten wir den Eindruck, daß der Siemens-Vertreter uns wohl vergessen hatte. Wir wurden in diesen zwei Tagen überwältigt von der grenzenlosen Armut, der Hungersnot und dem Elend dieses Landes und seiner Bewohner und gleichzeitig von einer tiefen geistlichen Leere, die die Menschen hier nach dem Krieg erfaßt hatte. Wir waren überzeugt, daß hier die Verkündigung des Evangeliums verbunden mit der Tat der Liebe unbedingt nötig sei; aber wir sahen keine Tür, die der Herr für uns auftat.

Am dritten Tag abends gegen 21 Uhr – wir waren schon dabei zu resignieren – kam plötzlich ein Anruf in unser Hotelzimmer. Der Vertreter von Siemens meldete sich! Er teilte uns mit, für den nächsten Morgen um 10 Uhr 30 sei ein Gesprächstermin mit dem Gesundheitsminister anberaumt. Wir dankten ihm und mehr noch unserem Herrn, legten die Sache noch einmal im Gebet Gott hin und schiefen dann beruhigt ein. Am andern Morgen beteten wir noch einmal, der

Herr solle doch alles vereiteln, was nicht nach seinem Willen wäre; oder aber bitte deutlich erkennen lassen, wenn wir die Aufgabe anpacken durften. Jetzt wurde es spannend!

Pünktlich um 10 Uhr 30 fanden wir uns im Büro des Gesundheitsministers ein. Er empfing uns mit seinem Staatssekretär recht freundlich und zuvorkommend. Gleich kam er auf das Thema zu sprechen: »Schicken Sie uns die zwei Krankenschwestern, die Sie erwähnt haben! Ich werde dafür sorgen, daß sie ein Einreisevisum und eine Arbeitsgenehmigung erhalten.« Ich wies darauf hin, daß zwei Frauen allein doch nicht gut in einer Stadt wohnen konnten, in der noch keine Ordnung und Sicherheit gewährleistet war. Da schlug er vor, doch sechs oder acht Krankenschwestern zu senden! Und war überdies bereit, sich noch für ein Ehepaar einzusetzen, das nach den Schwestern schauen konnte.

Aufgrund mancher Erlebnisse auf dem Missionsfeld bat ich den Herrn Gesundheitsminister, während wir gemeinsam zu Mittag aßen, mir die nötigen Unterlagen doch schriftlich zu geben. Ich wollte sie gern schwarz auf weiß nach Deutschland mitnehmen. Natürlich war es dem Staatssekretär nicht augenblicklich möglich, aber er gab mir die Papiere mit auf die Heimreise.

Goto-san und ich trennten uns, glücklich über das Zusammensein und dankbar für Gottes wunderbare Führung. Einer flog nach Osten, der andere nach Westen, aber wir blieben verbunden in alter, neugestärkter Freundschaft. Wir hatten erlebt, wie Gott Menschen lenkt und willig macht, wenn er »eine Tür aufturn« will – und wenn es über Siemens' elektrische Geräte geht!

Auf so wunderbare Weise bekam die Liebenzeller Mission die Genehmigung, Mitarbeiter nach Bangladesch zu entsenden, die dann später sogar als Missionare registriert wurden. Was für ein treuer Herr, der Möglichkeiten hat und nutzt, von denen wir nicht einmal träumen können!

Krokodile und der Missionsleiter

Etwa durch die Mitte von Neuguinea, der zweigrößten Insel unserer Erde, verläuft von Nord nach Süd fast schnurgerade die Grenze zu dem indonesischen Irian Jaya. Dort, also im äußersten Westen von Papua-Neuguinea, steigt aus dem zentralen Gebirge, das der gesamten Insel ein Rückgrat gibt, der Capella 3860 m hoch auf. Er ist klein gegen seine Brüder weiter im Osten, von denen Mt. Wilhelm ihn um 600 m überragt – mit einem Namen übrigens, der an die Kolonialzeit von einst erinnert. Aber in der Nachbarschaft des Capella entspringt ein nicht unbedeutender Fluß: der Sepik. Nach einem anfänglichen Sprint bergab fließt er nur noch durch ebenes Land und macht es, faul und träge geworden, zu einer der größten Sumpflandschaften der Erde. Aber auch dort wohnen Menschen, denen wir das Evangelium schuldig sind.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß sie mit der modernen Zeit konfrontiert wurden und praktisch »von heut auf morgen« aus ihrem Steinzeitalter herausgerissen und in den Fortschritt des ausgehenden 20. Jahrhunderts geschleudert wurden. Es ist erstaunlich, wie sie das bewältigt haben; höchst erstaunlich, wie

schnell sie modernste Mittel und Techniken gebrauchen lernten!

Nur, am Sepik ging das nicht schlagartig. Auch nach zwanzig Jahren der Missionsarbeit war sein Oberlauf noch unberührt geblieben. Aber die Missionare der Liebenzeller Mission, die seit 1963 am Sepik tätig waren, ließen dieses Hinterland nicht »links liegen«. Sie stellten den Antrag an die Heimatleitung, dort mit zwei Krankenschwestern und vielleicht noch einem Missionarsehepaar eine Station zu eröffnen.

Dazu waren viele Gespräche nötig, Rückfragen, Erklärungen, Beschreibungen, und doch – ein richtiges Bild konnte man sich nur an Ort und Stelle machen. Deshalb nahm ich mir vor, beim nächsten Besuch in Papua-Neuguinea zusammen mit dem Feldleiter jene Gegend einmal selbst in Augenschein zu nehmen.

Als die Zeit des Besuchs in Papua-Neuguinea näher rückte, bat ich den Feldleiter, der seinen Sitz in der Hauptstadt Port Moresby hatte, doch für meinen Aufenthalt eine Reise in dieses abgelegene Gebiet Hauna am Sepikfluß einzuplanen. Er hat das in vorzüglicher Weise getan, aber alles konnte er natürlich nicht voraussehen und auch nicht verhindern.

Er buchte zwei Plätze in einem einmotorigen Flugzeug, das uns in die sumpfigen Niederungen des Sepik bringen sollte. Wir kamen auch gut und wohlbehalten an, wenn auch auf einem sehr nassen Landstreifen am Sepikufer. Da standen wir nun an dem breiten Strom und warteten auf den einheimischen Christen vom Hauna-Gebiet, der uns und noch einige andere Personen im Motorboot abholen sollte. Die längere Zeit des Wartens füllten wir mit einer lebhaften Tätigkeit: Wir schlugen uns, um uns der vielen Moskitos zu erwehren.

Dann ertönte in der Ferne das Tuckern eines Außenbordmotors, und einige Zeit später bog – nein, kein Motorboot! –, sondern ein Einbaumkanu mit Außenbordmotor um die Flußwindung! Mir fiel beim Anblick des Einbaums das Herz in die Hose, denn ich wußte, daß ich – milde ausgedrückt: vollschlank – die größte Mühe hätte, in diesem schmalen ausgehöhlten Baumstamm sitzen zu können. Ich stieg trotzdem als erster ein, ging bis ins Heck und mußte mich damit begnügen, auf den Knien zu sitzen, weil der Körper teil, auf dem Menschen normalerweise sitzen, bei mir einfach zu breit war für den Einbaum. Da ein Einbaum ja unten keinen Kiel hat, ahnte ich, daß diese Fahrt eine sehr wackelige Sache werden würde. Als die übrigen Mitreisenden auch eingestiegen waren, setzte der einheimische Christ den Einbaum mit seinem Außenbordmotor vom Ufer ab, das Schwanken begann, und das Schlingern nahm rapide zu, je mehr wir in die Mitte des breiten Stromes kamen.

Die Fahrt hielt mich in Atem! Neben den Schmerzen in den Knien mußte ich vor Angst schwitzen, gleichzeitig betete ich und suchte mitzuhelfen, das Gleichgewicht im Boot zu halten. Von den vielen Berichten der Missionare wußte ich, daß sich im Sepikfluß eine Menge Krokodile tummeln. Ich konnte mir im Geiste schon vorstellen, wie diese gierig nach dem »Wirtschaftswunderprodukt der Bundesrepublik« schnappen und sich über dieses gefundene Fressen freuen würden.

Nach einer kurzen Zeit bog ganz plötzlich der Einbaum nach links zum Ufer hin ab. Was war denn los? Hatten wir einem Krokodil ausweichen müssen? Ach so, nur der Handgriff am Außenbordmotor war abge-

brochen, wie uns der einheimische Fahrer erklärte, er könne ihn wegen der Gefahr des Kenterns in der Mitte des Flusses nicht reparieren. Er fuhr den Einbaum deshalb in das Schilf des Ufers, und die Reparatur gelang.

Jetzt wurde es erst problematisch! Zweierlei war mir klar: Ein Außenbordmotor hat keinen Rückwärtsgang. Und – Krokodile sonnen sich gern im heißen Lehm am Strand solcher Flüsse oder kühlen sich im ufernahen Wasser. Ich fragte mich, wer wohl aussteigen und das Kanu vom Ufer wegschieben sollte. Ich? Ich hatte einfach Angst.

Auf einmal sagte der braune Bruder, der mir gegenüber das Steuer in der Hand hielt, in einem sehr schönen Englisch: »Don't be afraid, Jesus is with us!« (Hab' keine Angst, Jesus ist bei uns!) Er sah wohl die Schweißtropfen und die Furcht auf meinem Gesicht und wollte dem ängstlichen Missionsleiter Mut machen, indem er mir zurief, auf Jesus zu schauen und ihm zu vertrauen. Ich war tief beschämt und mußte im Herzen Abbitte leisten wegen der Ängstlichkeit, die mich damals erfaßt hatte.

Wie gut ist es, schwarze, rote, weiße oder gelbe und braune Brüder zu haben, die uns in Situationen ermutigen, in denen wir Angst haben oder die Befürchtungen überhandnehmen möchten!

Wollen Sie jetzt noch gern wissen, wer damals ins Wasser gestiegen ist und das Kanu angeschoben hat? Das glaube ich Ihnen gern ...

Gemeinde Jesu lebt – hinter dem Postschalter

Sambia liegt fast genau zentral in der Mitte der südlichen Hälfte von Afrika, womit ich den Teil des Kontinents meine, der vom Äquator nach Süden bis Kapstadt reicht. Im Vergleich zu manchen anderen afrikanischen Ländern ist Sambia nicht besonders groß; erst im Vergleich mit Deutschland ahnen wir seine Ausmaße: viermal so breit, eineinhalb mal so lang, von einer Grenze bis zur anderen weit über 1000 Kilometer.

Unsere Missionare hatten von einem einheimischen Gemeindeverband in Sambia eine Einladung zur Mitarbeit in evangelistischer, gemeindegründender und aufbauender Arbeit bekommen, die uns über den Leiter unserer Liebenzeller Mission e.V. Amerika erreicht hatte. Deshalb wollte ich mit ihm einen Besuch in Sambia machen, und wir vereinbarten die Zeit und den Treffpunkt: Ndola im Inland von Sambia.

Ich flog also zuerst einmal nach Lusaka, der Hauptstadt von Sambia. Rechtzeitig vorher hatte ich ein Telegramm an die einheimische Kirche in Ndola geschickt, den Sitz des Gemeindeverbandes, 400 km von der Hauptstadt entfernt. Darin hatte ich meine Ankunftszeit in Lusaka mitgeteilt – in der Hoffnung, daß mich jemand am Flughafen abholen und irgendwie in das 400 km entfernte Ndola bringen würde. So kam ich erwartungsvoll in Lusaka an; aber weit und breit war kein Vertreter der Kirche oder sonst jemand zu sehen, der auf mich gewartet hätte. Ich suchte und überlegte hin und her. Schließlich wandte ich mich an

das Postoffice im Flughafen, vielleicht einfach, weil dort hinter dem Fenster ein freundlich dreinschauender Afrikaner saß. Ihm erklärte ich durchs Fenster auf Englisch, daß ich in großer Verlegenheit sei, weil mich niemand abholte und ich mich nicht auskannte. Ich müsse aber doch dringend nach Ndola. Ob es möglich sei, von der Post aus mit dem Büro der Kirche in Ndola zu telefonieren?

Mit freundlicher Stimme sagte der einheimische Beamte: »Natürlich, ich will es versuchen.« Er versuchte es. Versuchte es noch einmal und immer und immer wieder und – siehe da, auf einmal kam eine Verbindung zustande. Ich hatte den Eindruck, daß der Postler noch überraschter war als ich selbst; aber nun würde mir geholfen!

Gerade als ich anfang zu sprechen, ging draußen ein kurzer Tropenregen nieder und machte auf dem aus Blech gefertigten Dach des Flughafengebäudes ein solches Getöse, daß kein Wort zu verstehen war. Ich mußte den Telefonhörer auflegen und warten. Im allgemeinen ist so ein Tropenschauer in zehn bis zwanzig Minuten vorbei. Danach bat ich den Postbeamten, es bitte noch einmal zu versuchen. Er versuchte es wieder und noch ein paarmal – vergeblich! Das Ende war, daß er mir sagte: »Normalerweise funktioniert das sowieso nie. Das vorhin war eine absolute Ausnahme.« Aha, also keine Verbindung nach Ndola. Wie sollte ich nun weiterkommen? Es war ja mein erster Besuch in Sambia, und ich kannte mich überhaupt nicht aus.

Ich muß wohl niedergeschlagen oder enttäuscht oder hilflos oder alles zusammen dreingeschaut haben. Auf einmal sagte der Postbeamte durch den Schalter: »Die Welt braucht Jesus, und Sie brauchen ihn auch!«

Damit schob er mir ein Traktat zu. Jetzt kam ich ins Staunen! Völlig überrascht und zugleich erfreut antwortete ich ihm, ich sei auch Christ. Damit nicht zufrieden, wollte er zuerst noch wissen, ob ich einer bibelgläubigen Gemeinde oder einer liberalen angehörte? Als ich ihm versicherte, daß ich zu den Bibelgläubigen gehörte, strahlte er übers ganze Gesicht, streckte mir die Hand hin und sagte: »Dann sind wir ja Brüder!«

Nach dieser erfreulichen Entdeckung kam er dann auf mein Reiseproblem zurück und wies mich darauf hin, daß noch am selben Abend ein Flugzeug von Lusaka nach Ndola fliege. Damit war mir geholfen.

Noch mehr als über die Hilfe freute ich mich über diesen schwarzen Bruder und daß ich auch in Afrika einen Jünger Jesu getroffen hatte, der wie viele andere in verschiedenen Positionen zur Ehre des Herrn lebte und unerschrocken Zeugnis ablegte – sogar einem weißen Ausländer gegenüber.

Über den Wolken muß die Freiheit wohl grenzenlos sein ...

Früh am Morgen machte ich mich auf den Weg zum Flughafen, um rechtzeitig den Flug von Guam nach Tokio zu erreichen. Hinter mir lagen einige Wochen in der Südsee, aber nicht unter Palmen am Badestrand, sondern voll von Gesprächen und Sitzungen. Ich hatte bei unseren Missionaren in Mikronesien Besuche gemacht und mit den Leitern der einheimischen Kirchen

auf den Inseln Palau, Yap, Truk und Guam Gespräche geführt. Das und die Hitze hatten mich müde gemacht. Nun freute ich mich auf einen geruhsamen Flug, denn der Himmel war blau und weit und breit kein Taifun oder Unwetter in Sicht.

Im Warteraum drängten sich vorwiegend Japaner, wie ich auf den ersten Blick schon feststellte. Offensichtlich lauter frischverheiratete Paare! Sie hatten vier oder fünf Tage auf den sonnigen Inseln der Südsee verbracht und waren nun dabei, wieder nach Japan zurückzukehren.

Alle Plätze dieses großen Jumbo-Jets waren belegt. Auch neben mir saß ein jungverheiratetes Ehepaar. Sie wußten natürlich nicht, daß ich Japanisch verstehe. Wie ich so den Gesprächen meiner Nachbarn zuhörte – dazu brauchte ich nicht einmal besonders die Ohren zu spitzen, da die Gespräche doch recht laut geführt wurden, und das Gelächter klang unbekümmert auf, – mußte ich mir, außen am Fenster sitzend, sagen: »Ernst, jetzt bist du doch wirklich ein Opa geworden, gegenüber all den Jungen ...« Doch ich freute mich, so viele fröhliche junge Leute im Flugzeug zu sehen.

Der Jumbo setzte sich in Bewegung, rollte über die Startbahn, beschleunigte mit donnerndem Getöse und hob ab. Als wir unsere Flughöhe von ca. 10 000 m erreicht hatten, versprach es ein ruhiger und erholsamer Flug zu werden. Ich freute mich auf ein paar Stunden des Entspannens und des Nachdenkens, die nun vor mir lagen – wie ich meinte.

Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Plötzlich ging ein Schreien durchs Flugzeug! Von hinten zogen Rauchschwaden durch die Kabine. Brannte es?! Stewardessen rannten mit Feuerlöschern durch die Gänge.

Die Deckenverschalungen wurden heruntergerissen, da das Feuer hinter den Verschalungen um sich zu greifen drohte. Zur gleichen Zeit versuchte der Flugkapitän mit gefaßter Stimme, uns Fluggäste zu beruhigen: »Meine Damen und Herren, wir können froh sein, daß keine Düse brennt. Das Feuer ist nur innerhalb des Flugzeugs und wird bald gelöscht sein.« Nun ja, aber da war es uns doch viel näher!

Neben mir klammerte sich die junge Ehefrau an ihren frischvermählten Gatten: »Was geschieht jetzt?! Kommen wir noch heim?« Mir tat eigentlich der junge Ehemann leid. Er wußte doch auch keine Antwort auf diese im wahrsten Sinne des Wortes brandaktuelle Frage.

Je länger die Bekämpfung des Feuers anhielt, desto größer wurde die Angst. Ich muß es gestehen: Auch ich bekam Angst. Ich schaute aus dem Flugzeug auf den blauen Pazifischen Ozean hinunter und fragte mich: Ist das nun das Ende? Werde ich noch einmal nach Hause kommen? Auch Christen haben Angst. Es ist nicht so, daß wir einfach sagen: »Wir gehen mit Freuden in den Himmel und lassen unsere Familie und die Verwandten und Bekannten gern auf dieser Welt zurück.« Aber ich wußte, daß ich zum Herrn schreien darf. Und ich schrie zu ihm in meiner Not, mitten im beißenden Qualm, der die Augen zum Tränen brachte und befahl mich und meine Familie Gottes Hilfe und Führung an.

Beim Beten kam mir ein Wort aus Johannes 10 in den Sinn: »Ich bin der gute Hirte, und ich kenne meine Schafe.« Ein altbekanntes Wort, aber es wurde ganz neu für mich. Ein bis dahin nie gekannter Friede strömte in mein Herz, und ich konnte nun Gott danken,

da er es, wie es auch ausgehen würde, recht machen würde. Ihm unterlaufen keine Fehler.

In dieser extrem schwierigen Situation habe ich die Tiefe und den Reichtum des Christseins erlebt: Wir haben einen Vater im Himmel und in Jesus einen guten Hirten.

Nach fleißigem Bemühen brachte die Besatzung das Feuer im Flugzeug unter Kontrolle; doch die Steuerruder waren beschädigt. Der Jumbo-Jet schlich sich vorsichtig bis nach Tokio durch und landete dann ohne größere Hindernisse auf dem Flughafen.

So dankbar bin ich wohl nie ausgestiegen. Ich sah viele bleiche Gesichter und hörte aufgeregte Stimmen um mich. Und ich mußte denken: Über den Wolken geht es nicht so sehr um Freiheit, sondern darum, über den Wolken einen allmächtigen Vater zu haben, der beruhigen, bewahren und retten kann!

Das Wunder in der Flughafenhalle

Ein Wunder ist ein Geschehen, das von Natur aus nicht zu erwarten ist. Wunder erleben, das heißt, das Eingreifen und Wirken Gottes erfahren. Das geschieht nicht, weil einer besser wäre als die anderen Christen, sondern weil er die Hilfe Gottes ganz nötig braucht! Gott nimmt die großen Probleme vielleicht nicht weg, aber um zu zeigen, daß er uns nicht vergißt oder versäumt, streut er dann und wann kleine Wunder auf unseren Weg. Gott gibt solche Zeichen als Ermutigung und zur Stärkung des Glaubens.

Beijing.

Früher kannte man diese große Stadt als Peking, was einfach »Nördliche Hauptstadt« heißt. Schon vor einem Vierteljahrhundert zählte sie rund 17 Millionen Einwohner und ist mit der rapiden Zunahme der chinesischen Bevölkerung seither entsprechend gewachsen. Als Hauptstadt der Volksrepublik China ist sie auch das Verwaltungs- und Kulturzentrum des riesigen Staates, und fast wundert man sich, daß all die Provinzen, z. T. bis zu 2 500 km entfernt, sich von jenem Teil im Norden regieren lassen. Vielleicht ist das damit zu erklären, daß Chinesen Massenmenschen sind, zeit ihres Lebens gewohnt, nur einer unter vielen zu sein, unter sehr vielen sogar.

Was konnten wir in der Abfertigungshalle des Beijinger Flughafens anderes erwarten als Menschen, Menschen, Menschen! Ein Schieben, Stoßen und Drücken auf allen Seiten, und wir standen mittendrin, versucht, einfach nachzugeben und uns irgendwohin treiben zu lassen.

Hier muß ich ein Wort zu den chinesischen Frauen sagen. So hatte ich sie bis dahin noch nicht gekannt. Nichts von vornehmer Zurückhaltung, nichts von Schüchternheit! Von ihnen könnte man lernen, wie man sich seinen Weg zum Erfolg erkämpft: mit Ellbogen, Schultern und allem Verfügbaren. Blaue Flecken bleiben als Erinnerung an so eine Begegnung mit dem zielstrebigen Fortschritt und ein leises Gruseln vor so viel Energie.

Das Menschengedränge schob uns ein Stück voran, dann spaltete sich der Strom strahlenförmig in viele Richtungen zu den jeweiligen Einchecksaltern. Welches war wohl unserer?

Wir konnten niemand fragen. Mitten im Schreien, Lärmen und Gewirr von Stimmen standen wir hilf-

los in einer für uns völlig fremden Welt. – Zu allem hin merkten wir auf einmal, daß wir noch die Flughafengebühr von umgerechnet 20 Mark zu entrichten hatten, um überhaupt eine Chance zum Einchecken zu erhalten. (Verzeihen Sie, liebe Leser, wenn ich so manche typische »Flug-Fremdwörter« gebrauche! Sie gehören in den internationalen Sprachschatz, der auf Reisen üblich ist.) Die 20 Mark waren ja kein Problem. Aber wo war nur dieser Schalter? Wir ließen unsere Blicke umherschweifen, aber wir sahen nur Menschen, Menschen, Menschen ... Als ich meinen Begleiter fragend anschaute: wo können wir denn bezahlen?!, ertönte urplötzlich eine Stimme hinter uns: »Dort drüben ist der Schalter!« – in schönstem Deutsch! Der Hinweis wurde noch mit einem ausgestreckten, die Richtung anzeigenden Arm unterstrichen. Kaum nahmen wir das weiße Gesicht des Helfers wahr, da war es auch wieder im Meer der gelben Gesichter untergetaucht. Zu spät um ihm zu danken! Eine flüchtige Begegnung? Das war doch Gottes Hilfe im rechten Augenblick! Dafür unendlich dankbar, bezahlten wir die Flughafengebühren.

Dann ging es wieder in den Trubel der Menschenmassen hinein und erneut ans Suchen unseres Einchecksalters. Das Ziel unseres Fluges war Yanji. Dieses Wort mußte entweder in romanischer Schrift, für uns leserlich, oder in chinesischen Schriftzeichen über einem der vielen Schalter erscheinen. Sicherheitshalber prägte ich mir die beiden chinesischen Schriftzeichen des Stadtnamens ein. Da – waren das nicht die Zeichen links drüben über dem übernächsten Schalter? Wie als Antwort leuchtete jetzt auch »Yanji« in romanischer Schrift auf. Na – das war endlich geschafft! Wir wollten uns gerade in die Warteschlan-

ge vor dem einzigen geöffneten Schalter einreihen, als ein freudestrahlender Mann auf uns zukam. Er fragte mit einem fröhlichen Lachen, ob wir die beiden aus Germany seien, die nach Yanji fliegen und dort die Universität besuchen wollten? Überrascht bejahten wir seine Frage, und er begrüßte uns auf das herzlichste. Er stellte sich vor: »Professor Dr. Sowieso, Vizepräsident ...« der von uns zu besuchenden Universität. Konnten wir uns einen besseren Empfang inmitten der Menschenmassen vorstellen? Der Professor half uns nicht nur beim Einchecken, sondern begleitete uns auch durch die ganzen zweieinhalb Tage!

Trifft hier nicht das Wort zu: »Mein Engel soll mit dir gehen«?! Und was der Psalmist in Psalm 139 singt: »Von allen Seiten umgibst du mich, o Herr, und hältst deine Hand über mir.« Dieses Wissen und Erleben ist großartig für mich!

Ein Mörder als Hausvater?

Für unser Ferien- und Bibelheim in Okutama/Japan, »Fukuin no Ie« (Haus der Frohen Botschaft) genannt, suchten wir einen Hausvater. So eine Stelle erfordert einen Mann, besser noch ein Ehepaar, das rundum nach allem schauen kann, das alles bedenken und organisieren und, wo nötig, reparieren kann, ja, das immer und überall und für alle da ist und außerdem allen freundlich begegnet, die ins Haus kommen, sei es als Gäste, sei es als Lieferanten oder Handwerker. Zu allem und vor allem mußte er von Herzen gläubig sein, um sich auch von Herzen für das Anliegen des Heims

einzusetzen. Solch ein »Allround-Genie« müßte erst noch geschaffen werden, meinen Sie? Gott ließ uns so einen finden; es war jedoch nicht der, von dem ich hier erzählen will.

Ich nenne ihn Megumi-san. Megumi heißt Gnade, und Gnade ist es, die sein Leben verändert hat.

Beinahe einen Kopf länger als ich war dieser Bewerber für die Hausvaterstelle. Er würde eine imposante, vertrauenerweckende Figur abgeben. Und wie sah es innerlich bei ihm aus? Ich forderte ihn auf, aus seinem Leben zu erzählen, um mir einen Eindruck über ihn zu verschaffen. Was ich nun hörte, jagte mir einen Schrecken ein und ließ mich danach zutiefst staunen über die unaussprechliche Gnade Gottes, die in diesem Mannesleben gewirkt hatte. Es bewegte mich noch Tage danach.

»Ich bin in einer normalen Familie aufgewachsen«, erzählte er, »und habe eine gute Jugendzeit verbracht. Was für Sorgen meine Eltern sonst noch mit mir hatten, weiß ich nicht so genau, aber was ihnen und mir am meisten zu schaffen machte, war mein Jähzorn. Der wurde mir dann auch zum Verhängnis.«

In einem Anfall von Jähzorn erschlug Megumi-san mit einer Stahlstange einen Mitbürger. Jahrelange Zuchthausstrafe. Wegen guter Führung früher als erwartet entlassen. Einige Wochen ging es gut. Aber seine Vergangenheit und sein unseliger Jähzorn blieben an ihm haften. Eines Tages hänselte ein Verwandter ihn: »Zuchthäusler! Nicht umsonst hast du hinter Gittern gesessen!« Da war es aus mit seiner Fassung und mit allen guten Vorsätzen. Jähzorn rastet dann einfach aus, unkontrollierbar, und »tut nicht, was vor Gott recht ist«, wie Gottes Wort warnend sagt. Als

der Spötter tot vor ihm auf dem Boden lag, war es zu spät. Alles aus. Wieder langjährige Haft. Aber sie würde wieder keine Heilung für seine schreckliche Leidenschaft bringen. Einfach keine Aussicht, keine Hoffnung ...

In jener Zeit besuchte ein Missionar regelmäßig das Gefängnis und auch den Mörder. Vielleicht staunte dieser, daß sich mit ihm überhaupt noch jemand abgab, daß dieser Ausländer sich um ihn kümmerte. Und was er sagte! »Gott hat dich lieb. Trotz allem! Gott will dir helfen. Gott kann dich anders machen, bei ihm bist du kein hoffnungsloser Fall.« Die in Jesus sichtbar gewordene Liebe fand Einzug in Megumis Herz, Gottes unaussprechliche Gnade machte sein Leben neu. In kindlichem Vertrauen nahm er Jesus als seinen Heiland an und wurde dort im Zuchthaus ein neuer Mensch, ein fröhlicher Christ.

Jetzt war Megumi-san wieder auf Bewährung entlassen. Da saß er nun vor mir. Er wollte dem Herrn dienen. Ich konnte nur staunen, was die Gnade unseres Herrn Jesus Christus im Leben dieses Mannes fertiggebracht hatte!

Warum wir ihn dennoch nicht als Hausvater einstellten? Sehen Sie, Gläubige konnten sich mit Megumi-san freuen und ihn als ganz Neugewordenen akzeptieren. Was aber hätten Außenstehende, Ungläubige, Suchende unter den Gästen empfunden? Für sie wäre es unheimlich gewesen, wenn Megumi-san im Zeugnis von seiner Vergangenheit gesprochen hätte. Leute, die Gottes Gnade noch nicht kannten, konnten nicht begreifen, wie tief die Veränderung ging und wie total neu die Gnade dieses noch so verpfuschte Leben machte.

Die verlorene Predigt

Weihnachten 1996 unter südlicher Sonne! Dieses Jahr würde alles anders werden! Wir wollten – ganz privat – unsere jüngste Tochter besuchen, die mit einem Missionspiloten verheiratet und in Botswana im Missionseinsatz war. Im Juli hatten sie ein Töchterchen und wir ein weiteres Enkelchen bekommen; so lohnte sich die Reise zu der jungen Familie dreifach.

Wenn Großeltern reisen, sind die Koffer zu klein und zu schwer. Ich weiß nicht, was meine Frau alles mitnehmen wollte! »Muß das alles mit?!« Bei dieser Frage stehen mir innerlich die Haare zu Berge. Sie taucht unweigerlich auf, auch wenn wir bloß in Urlaub fahren.

Aber dann waren wir dort, vier erlebnisreiche, nur zu kurze Wochen, während derer wir viel Schönes in Stadt und Land sahen, das bewegte Leben einer Pilotenfamilie kennenlernten und viel Freude an unserem ersten Enkelkind in Afrika hatten.

Nun, wenn Großeltern zu Besuch kommen, wollen sie sich ja auch nützlich machen. Oma fand bald »ihr Reich« in der Küche, Opa im Garten. Schon morgens zwischen 6 und 7 Uhr mußte man mit einem langen Gartenschlauch gießen. Mit Markus und einem einheimischen Helfer haben wir in der Gartenecke noch das Fundament für einen Schuppen gelegt.

Tiefbraungebrannt von einer Sonne, die dort im Sommer des südlichen Afrika steil über einem steht, ein klein wenig am nördlichen Himmel, suchte ich in den Mittagsstunden im Schatten der Veranda Erholung und – die Katze läßt das Mäusen nicht – bereitete die Ansprachen vor, die ich gleich nach

unserer Ankunft zu Hause halten mußte.

Besondere Sorgfalt widmete ich einer Festpredigt für die Jahreskonferenz der liebenswerten Aidlinger Schwestern, die in Stuttgart in der Liederhalle stattfand. Große Sache! Ich freute mich auf den Dienst und hatte gleichzeitig – Sie können's glauben oder nicht! – Bauchweh vor der Festrede aus solchem Anlaß, vor solchem Publikum. Man bekommt Predigtendienst nie so in den Griff, daß man ihn sozusagen mit links tun könnte. Aber nun hatte ich die Ansprache nahezu aufs Papier gebracht und konnte vor der Heimreise noch ein paar unbeschwerte Tage mit unseren Lieben genießen. Sie hatten uns als Weihnachtsgeschenk einen Ausflug mit ihnen zu den Viktoriafällen geschenkt. Das wurde der krönende Abschluß unseres Besuches.

In den Viktoriafällen stürzt sich der Sambesi auf einem Kilometer Breite fast hundert Meter in die Tiefe. Diese vielfältige Schönheit der fallenden Wassermassen ist ein unvergleichlicher Anblick. Dazu zwei Safarifahrten im Wildreservat mit seltenen Vögeln, unzähligen Gazellen, Warzenschweinen, Affenherden; Elefanten, 8–10 m nahe; Löwen respektvoll aus etwas größerer Entfernung betrachtet ...

Jetzt bin ich ins Schwärmen geraten, dabei wollte ich doch von der verlorenen Predigt erzählen, von der so sorgfältig angefertigten, wichtigen!

Mit Wehmut und doch voll Dank traten meine Frau und ich am 4. Januar den Heimflug von Gaborone über Johannesburg und London an. Dort, im Flugzeug begann ich vorauszudenken. Hoch über der Sahara blätterte ich meine Ausarbeitungen zur Predigt nochmals durch, ergänzte, korrigierte da und dort, alles begleitet mit der Bitte: »Herr, laß dies irgendwie zum Segen werden! Sprich du selbst zu den vielen Zuhörern!«

Als ich die Papiere wegstecken wollte, bat meine Frau um den Block und schrieb einen Brief an unsere Lieben, die wir gerade erst verlassen und nach denen wir doch ein bißchen Heimweh hatten. Danach kam der Block in sichere Verwahrung in das Gepäcknetz an der Rückenlehne des Vordersitzes. Dort waren auch andere wichtige Sachen, die wir vor dem Aussteigen hervorholen und einpacken mußten.

In elfstündigem Nonstopflug ging's durch die Nacht; an Schlaf war nicht zu denken, ein bißchen dösen halt. Pünktlich am anderen Morgen kamen wir in London an und hatten dort auf den Anschlußflug nach Stuttgart zu warten. Dankbar, diesen langen Flug hinter uns zu haben, schauten wir dem schon in der Frühe laufend zunehmenden Strom der Menschen, die über die Rolltreppen und Gänge eilten, zu. Wir freuten uns, daß wir nun bald daheim sein würden.

Auf einmal kam mir der Gedanke, daß ich in der Wartezeit noch meine Vorbereitung für den morgigen Sonntag durchlesen könnte. An sich völlig unnötig! Aber hier beginnt schon das Wunder, über das ich nicht genug staunen kann. Denn – wer hatte mir diesen Gedanken eingegeben? Ich öffnete das schwarze Köfferchen, um den Block herauszunehmen. »Wo ist denn meine Predigt?« Ich durchstöberte die verschiedenen Taschen meiner Jacke – nichts. Langsam kam ich in Alarmstimmung. »Hast du vielleicht meine schriftlichen Vorbereitungen in deine Tasche gesteckt?« Auch dort gesucht – nichts. Nun brach bei mir der Schweiß aus. Nochmaliges gemeinsames Durchsehen aller am Körper und in den verschiedenen Taschen vorhandenen Möglichkeiten. Ergebnis gleich null.

Wo könnten diese Unterlagen sein? Ich hatte sie im Flugzeug doch noch in der Hand. Halt: Flugzeug! Also

im Flugzeug liegengelassen! Alles aus, alles vergeblich – die waren weg! Nach dem Verlassen des Flugzeugs mußten wir weit laufen, waren fast eine halbe Stunde unterwegs gewesen, 10 Minuten davon im Bus, um von jenem Ende des Flughafens hierher zu kommen. »Unser« Flugzeug war weit, weit weg, unerreichbar für uns.

»Vielleicht steht es ja noch dort«, meinte meine Frau zaghaft. »Na, da sind längst die Putzkolonnen durch die Kabine, und die schmeißen alles fort, was die Passagiere zurückgelassen haben!« Ich sah wenig Hoffnung. »Probieren können wir's doch! Vielleicht kann jemand für uns hinübertelefonieren.« – »Gut, ich schaue mal nach einer Informationsstelle, paß du solange auf unser Gepäck auf.« Damit drehte ich mich um und machte mich auf den Weg zur zentralen Information von Heathrow Airport.

Ich war bestimmt eine halbe Stunde weg. Die ganze Zeit saß meine Frau voll Besorgnis im Warteraum, und die ganze Zeit betete sie. Ich weiß nicht, mit welchen Worten sie unserem Herrn in den Ohren lag; sicher hat sie ihm alle seine Verheißungen vorgehalten (wie ich übrigens auch!): »Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten« und »Herr, du weißt alle Dinge, du weißt doch auch, wo die Predigt ist« und »Dir ist nichts unmöglich!« Sie wußte ja, wie schwierig es wäre, wenn ich nochmals alles zusammendenken und schreiben müßte – müde von der Reise und unausgeschlafen, und sowieso nach diesen Afrikawochen noch gar nicht richtig »da« in Deutschland.

Nach einigem Suchen fand ich die Informationsstelle und erklärte mit pochendem Herzen mein Anliegen und meinen fatalen Verlust. »Bitte nehmen Sie

doch Platz«, forderte mich die freundliche Dame in gepflegtem Englisch auf. Sie würde telefonisch nachfragen, ob die Unterlagen noch aufzufinden seien.

Ich saß auf meiner Bank. Gedanken wie: War alle Vorbereitung umsonst? Welche Hauptpunkte der Ansprache wußte ich eigentlich noch? Sollte ich gleich beginnen, diese aufzuschreiben? und noch viele andere gingen mir durch den Kopf. Dabei schaute ich immer wieder auf die Uhr und immer wieder zur Information hinüber, ob sie schon Bescheid bekommen hätte. Da – sie winkte mir! Gespannt auf die Antwort, eilte ich hin. Ja, sie hatten einige Unterlagen im Rückenlehnnetz vor meinem Platz gefunden; ein Mitarbeiter war schon auf dem Weg, sie herzubringen. »Just wait a minute!« Jetzt konnte ich beruhigt warten. Voller Lob und Dank setzte ich mich wieder auf meine Bank. Aber gleich schlichen sich Sorgen ein: Wenn es doch nicht deine Notizen wären? Wenn sie den Sitz verwechselt hätten? Wenn, wenn, und, und ...

Nach zehn Minuten traf der Überbringer ein und händigte mir die Sachen aus. Ja! Es war die Predigt für die Liederhalle. Froh und dankbar ging ich zu meiner Frau, die im Wartesaal saß, betete und auf das Ergebnis wartete. Vor lauter Freude kaufte ich unterwegs für jeden von uns einen Becher mit heißem Kaffee. Das sagt alles, wenn man bedenkt, daß ich eigentlich gar keinen Kaffee mag. Sie sah schon aus der Ferne, daß ich die Papiere unter meinen Arm geklemmt hatte. »Gott sei Dank!« Er hatte die verlorene Predigt im Auge behalten und die Situation wunderbar gerettet! Eins meiner Lieblingsworte steht in Psalm 94, Vers 14: »Bei der Menge meiner Sorgen in meiner Brust haben deine Tröstungen mein Herz erquickt.«

Mori – der Wald wird neu

Die wöchentliche Gebetsstunde im Haus eines Geschäftsmannes in Buta am Stadtrand von Tokio konnte an diesem Abend nicht pünktlich beginnen, da er und seine Frau noch zu tun hatten. Ich freute mich jedesmal auf den Mittwochabend und die Stunde im Wohnzimmer des jungen Ehepaares. Da traf sich ein kleiner Kreis von in der Regel acht Personen: Herr und Frau Koshikawa, treue Christen; sie war Mitarbeiterin in einem christlichen Haus für Frauen, und er war Beamter des staatlichen Geheimdienstes. Die beiden konnten so fröhlich sein! Sie konnten andere ermuntern und aufrichten. Die alte Frau Yamada war noch nicht lange gläubig, aber sie freute sich in ihrem hohen Alter, einen lebendigen Heiland zu haben. Herr Moriyama, ein quirliger junger Ladenbesitzer, fehlte leider oft, aber seine Frau kam regelmäßig, trotz aller Arbeit. Frau Kanai, eine langjährige Gläubige, war die Treue in Person. Ab und zu nahmen noch zwei oder drei jüngere Frauen an der Versammlung teil, wenn es ihnen zeitlich dazu reichte.

Wir warteten, bis alle sich eingefunden hatten. Als wir gerade beginnen wollten, kam ein Student, den wir vom Gottesdienst her kannten, und brachte noch einen uns fremden Gast mit. Er stellte diesen als Professor Mori, Dozent an der nahegelegenen Universität, vor. Mori heißt Wald. Ein ganz interessantes japanisches Schriftzeichen, bestehend aus drei Bäumen. Das nur nebenbei. »Ich habe Herrn Mori immer wieder zu erklären versucht, wer Jesus ist und wie er unser Leben anders machen kann, aber er begreift es einfach nicht. Ich gebe es auf! Missionar, jetzt mußt du helfen!«

Natürlich war ich überrascht und erfreut zugleich.

Das Gespräch mit Professor Mori, das sich der Gebetsstunde anschloß, zog sich bis tief in die Nacht. Einige Wochen kam Mori-san dann jeden Mittwochabend. Er war ein aufrichtiger Mann. Ich lud ihn ein, auch an unserem Gottesdienst am Sonntagmorgen teilzunehmen. Da er über das Wochenende immer zu seinen Eltern heimfuhr, war ihm das nicht möglich. Aber in die Mittwochabendstunden brachte er mit seinen Fragen ein belebendes Element. Er kaufte sich eine Bibel und auch das Liederbuch, aus dem wir sangen.

Dann nahm ich ihn eines Abends nach Schluß zur Seite, um ihm die Notwendigkeit einer Entscheidung für Jesus deutlich zu machen. »Du weißt nun viel über Jesus; jetzt ist es Zeit, daß du dein Leben Jesus übergibst. Es wäre gefährlich zu meinen, daß der Besuch einer christlichen Versammlung allein genügt.« Mori-san fiel mit buchstäblich ins Wort: »Darauf habe ich gewartet! Ich möchte Jesus mein ganzes Leben geben und ihm nachfolgen.« In einem kindlichen Gebet bat er Jesus, in sein Leben zu kommen und sein Herr und Heiland zu sein. An diesem Abend ging Professor Wald mit der Gewißheit nach Hause, daß Gott ihn durch Jesus als sein Kind angenommen hatte.

Wir konnten im weiteren miterleben, wie Jesus ihn veränderte. Mori-san machte ganze Sache. Er hat auch in seiner Verwandtschaft und an seinem Arbeitsplatz klar seinen Glauben bekannt.

Wir haben noch immer als kostbares Andenken die gedruckte Karte, auf der er allen Bekannten mitteilte: »Ich bin Christ geworden und werde deshalb in Zukunft bei gegebenen Anlässen keinen Alkohol mehr trinken.« Es war ganz allein seine Idee! Es mag ihm

einige Spötteleien eingetragen haben. Wir staunten!

Neues Leben im Glauben! Mori-san wurde mit seiner Frau zur entscheidenden Hilfe bei der Gründung einer neuen Gemeinde in seiner Heimat; dort steht er heute noch treu im Amt eines Ältesten.

Doktor Ishii in der Krise

Frau Ishii kam regelmäßig zu den Gottesdiensten und war wegen ihrer Hilfsbereitschaft in der Gemeinde sehr beliebt. Die Kinder besuchten die Sonntagsschule, doch der Vater, Chefarzt am Städtischen Krankenhaus, wollte vom Christentum nichts wissen.

Eines Tages machte ich einen Hausbesuch bei Ishiis. Wir unterhielten uns lange und angeregt. Als das Gespräch dann auf die Kirche kam, meinte Ishii-san, für Frau und Kinder sei es schon gut, in die Kirche zu gehen. Er sagte es in herablassender Weise. »Doch ich habe das nicht nötig.« Schließlich war er doch neben dem Bürgermeister und dem Rektor der Oberschule am Ort der wichtigste und angesehenste Mann. Auf der Höhe seiner Leistungskraft fühlte er sich stark und nicht hilfsbedürftig. Ihm war nicht beizukommen.

Für so einen Menschen kann man nur beten, und das taten wir, seine Frau und die Gemeinde. Übrigens: »nur beten«, das sagt man so, als wäre das Gebet das allerletzte! Dabei ist das Gebet das Beste und Wirksamste, weil es Gottes Arm bewegt.

Wie Gott eingreift, was für Wege und was für Mittel er einsetzt, das wissen wir allerdings nicht. Und manchmal – wüßten wir's – würden wir uns

nicht trauen, noch weiter zu beten ...

Das Telefon klingelte. Dr. Ishii war am Apparat. Heute klang seine Stimme ganz anders als neulich: »Können Sie schnell kommen?« rief er ins Telefon. »Ich bin schuldig geworden an einem Menschenleben! Ich habe versagt. Helfen Sie mir!« Ich ließ alles stehen und liegen und fuhr zu ihm.

Wie ein Häuflein Elend saß er an seinem Schreibtisch. »Kann Gott mir noch vergeben?« war seine drängende Frage. »Schuld zu sein am Tod eines Menschen, o schrecklich! Kann Gott mir vergeben?« Nichts mehr vom Stolz der vorigen Tage. Kein überhebliches »Ich bin und mach's schon recht!« Die Krise des Versagens wurde Dr. Ishiis Chance zur Einkehr und zur Umkehr. Er war bereit, sein Leben dem Herrn der Vergebung anzuvertrauen.

Von da an kam die Familie vollzählig zum Gottesdienst.

Abendessen im Hause des Ministers

Bei einem Besuch in Sambia freute ich mich, daß ich am Stadtrand von Ndola am Gottesdienst teilnehmen konnte. Welch fröhliches Singen der schwarzen Gemeinde und der verschiedenen Chöre! Manchmal, so dachte ich bei mir selbst, wäre es schön, wenn man wenigstens einen Teil dieser fröhlichen Gläubigkeit in die Gemeinden unserer Heimat mitnehmen könnte.

Als ich im Gottesdienst aufgefordert wurde, auch etwas zu sagen, fiel mir in der vollbesetzten Kirche eine Frau auf, die in ihrer Kleidung und in ihrem Ver-

halten von den anderen abstach. Sie saß direkt am Fenster und schaute immer wieder hinaus. Es brachte mich fast aus meinem Grußwort, als ich bemerkte, daß sie ihr Auto, einen Mercedes, der draußen geparkt war, im Auge behielt. Dies war für mich eine Überraschung, da der Besitz eines Mercedes in Sambia wirklich das Symbol für eine sehr gehobene Stellung und entsprechenden Reichtum darstellt. Offensichtlich mußte die Dame auf ihr wertvolles Auto aufpassen.

Das interessierte mich! Nach dem Gottesdienst wurde mir die Frau als Mitarbeiterin in der Frauenarbeit vorgestellt. Sie war die Frau des Kommunikationsministers. »Darf ich Sie zusammen mit dem Pastor zum Abendessen in unser Haus einladen?« fragte sie mich. Ich sagte gerne zu! Es war für mich das erste Mal, daß ich bei einem Minister speisen würde. Ich war natürlich sehr gespannt zu sehen, wie es im Haus des Ministers wohl zuging.

Ich stellte schnell fest, daß die Frau und die Kinder des Herrn Ministers gläubig waren. Nach dem guten Abendessen lud mich der Hausherr ein, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen und erzählte von seiner Tätigkeit als Botschafter in verschiedenen Ländern, u.a. auch in Deutschland. Er kannte die Verhältnisse in Europa sehr gut! Nach einer längeren Zeit des Austauschs und der Gespräche sagte er plötzlich: »Herr Vatter, ich weiß genau, was Sie sich heute Abend wünschen.« Ich war höchst überrascht und wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte. Das war auch gar nicht nötig. Er sagte es selbst: »Sie wünschen sich doch sicher, daß ich mich bekehren und Christ werden solle, oder nicht? Meine Frau und die Kinder beten jeden Morgen dafür. Ich möchte aber noch nicht

Christ werden, vielleicht später einmal.«

Er war jedenfalls sehr ehrlich! Was sollte ich antworten? »Natürlich würde ich mich sehr freuen, wenn Sie zusammen mit der Familie an Jesus Christus glauben und sich in die Gemeinde einbringen würden.«

Ich staunte über die Offenheit dieses Mannes, aber gleichzeitig auch über seine mutige Frau, die sich nicht genierte, mit den Kindern zusammen zu beten, besonders für ihren Mann und Vater. Sicher haben sie ihn in der Fürbitte auch bei all seinen verantwortungsvollen Aufgaben begleitet.

Das Evangelium bei Hohen und Niedrigen – auch im Haus des Kommunikationsministers von Sambia. Unser Herr hat überall seine Leute!

Amerika-ya-san

Lang ist's her. Wir hatten in Japan Hochzeit gefeiert und zogen, frisch verheiratet, kurz vor Weihnachten 1954 in die Stadt Yuki, ungefähr 130 km nördlich von Tokio. Dort war durch die plötzliche Abreise einer Missionarsfamilie eine Lücke entstanden und die erst begonnene Arbeit zum Stillstand gekommen. Leider hatten sich die wenigen Leute, die bisher in die Versammlungen gekommen waren, daraufhin rasch zerstreut. Wir fanden wohl ein kleines Kirchlein vor, aber niemanden, der Interesse hatte, dort hineinzugehen. Auch die fünf, die bisher schon getauft worden waren, blieben weg. Sie meinten wohl, jetzt sei alles aus. So mußten wir fast von vorn beginnen.

Drei Schwerpunkte schienen mir wichtig:

1. Regelmäßige Durchführung von zwei Versammlungen pro Woche, einem Gottesdienst am Sonntagmorgen und einer Bibelstunde am Mittwochabend.

2. Besuch eines jeden Haushalts in der Stadt mit einem Traktat, wozu sich unser evangelistisches Blatt »Inochi-no-michi« (Weg zum Leben) eignete. Neben dem Einladen zu unseren Versammlungen wollten wir uns damit auch als einzige Ausländer in dieser Stadt vorstellen.

3. Besuch der wichtigen Persönlichkeiten, gewissermaßen ein Anstandsbesuch, in unserem Stadtteil und beim Bürgermeister.

Selbstverständlich war auch, daß ich den bisherigen Gläubigen nachging, um sie wieder zur Gemeinde zu bringen.

Alles ging sehr langsam. Wir trafen zwar überall freundliche Leute, und jeder versicherte uns, daß er natürlich unserer Einladung folgen würde. Das ist so Sitte in Japan. Aber man darf es nicht ernst nehmen. Die Höflichkeit in Japan läßt es nicht zu, jemandem ins Gesicht »nein« zu sagen. »Hai = ja« heißt nur so viel: Ich hab' verstanden, was du sagtest. – Von all den Eingeladenen kam niemand. Sollte der einzige Zuhörer beim Gottesdienst meine Frau sein? (Predigen Sie mal Ihrer Frau!)

Manchmal waren die Anfechtungen sehr groß, und ich fragte mich, ob es nicht besser wäre, wieder nach Deutschland zurückzugehen. Wie wichtig war es in jener schwierigen Zeit, daß wir immer wieder zu Jesus kommen durften und ihm unsere Beschwerden sagen konnten!

Dann die Freude und Gebetserhörung, als an einem Sonntagmorgen eine Oberschülerin zaghaft fragte, ob

sie am Gottesdienst teilnehmen könne. Zum ersten Mal zwei Zuhörerinnen! Sie war die erste und vier Wochen lang die einzige Besucherin im Gottesdienst. Es kamen dann noch mehr dazu, so daß wir nach vierjähriger Arbeit eine kleine Gemeinde an unseren Nachfolger übergeben konnten, ehe wir in den Jahresurlaub nach Deutschland gingen.

Doch jetzt wollen wir einen Blick in die Umgebung tun. Im Frühjahr 1956 dachten wir an eine Ausdehnung der Missionsarbeit in die Dörfer und kleinen Landstädtchen um Yuki herum. Zusammen mit einem Missionar von der Nachbarstation begann ich, Traktate zu verteilen, und eines Tages kamen wir so in die nicht ganz 40 Kilometer entfernte damalige Kleinstadt Iwai. Heute zählt die Stadt über 100 000 Einwohner. Wir teilten uns diese recht übersichtliche Stadt auf: Er begann auf der linken Seite der gerade mitten durch den Ort führenden Hauptstraße, ich auf der rechten mit unserer Verteilaktion.

Nach einer Stunde des Verteilens kam ich mit einer freundlichen Frau ins Gespräch. Ob ich den Amerika-ya-san kennen würde, fragte sie mich. Ich verneinte. »Warum hat er so einen interessanten Namen? Herr Amerika?« wollte ich gern wissen. »Er ist Landwirt, und er ist als einziger aus unserer Stadt einmal in Amerika gewesen«, erklärte mir die Frau und fügte hinzu: »Er ist wohl auch der einzige Christ, soviel ich weiß.« Ich ließ mir die Adresse geben und die Lage des Bauernhofs beschreiben und zog los, den Herrn Amerika-ya-san zu besuchen.

Nach längerem Suchen fand ich sein Haus, hinter Bäumen versteckt und vor Stürmen geschützt und wurde von einem recht freundlichen Bauern mittleren

Alters begrüßt. Ich habe im Lauf der Zeit festgestellt, daß sein Lächeln nicht nur eine aufgesetzte Freundlichkeit war, sondern ein Kennzeichen seines Wesens. Überrascht, vor seiner Tür einen Ausländer zu sehen, lud er mich zu einer Tasse Tee ein, und bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Voller Freude stellte ich fest, daß er und seine Frau fröhliche Christen waren. Sie litten darunter, keine Gemeinschaft mit anderen Christen zu haben.

»Fangen Sie doch in unserem Haus einen Bibelkreis an!« Da sagte ich gerne zu! Was kümmerte mich der weite Weg, die unasphaltierte Straße, die unzähligen Schlaglöcher – und das alles per Motorrad! Damit begann eine lange Geschichte von über 40 Jahren, in denen Gottes Wirken oft handgreiflich sichtbar wurde.

Schon nach vier Wochen kamen zehn Besucher in diesen Bibelkreis, und nach sechs Monaten konnten die ersten Gläubigen getauft werden. Sie selbst waren die besten Werbeträger, und langsam wurde der Platz zu eng. Lehrerinnen, Angestellte und Ehefrauen kamen zum Glauben und setzten sich aktiv ein, wieder andere herbeizubringen. Nun kam die Frage auf: »Wo können wir einen größeren Raum finden? Oder sollen wir es wagen, in dieser kleinen Landstadt (damals nur 8 000 Einwohner) eine Kirche zu bauen?« Jeder betete für dieses Anliegen, und an einem Abend trug mir Nakamura-san, mein Amerika-ya-san, seine Idee vor.

»Ich könnte ein Stück Land in günstiger Lage zur Verfügung stellen,, und wir könnten den Schuppen neben meinem Haus dorthin schieben. Er kann zu einer kleinen Kapelle umgebaut werden. Was hältst du davon?« Was ich davon hielt? Nun, das war's! An jenem Abend fuhr ich spät nach Hause, denn wir be-

sprachen bis spät in die Nacht die Fragen: War es möglich, einen zweistöckigen stabilen Schuppen zu versetzen? Und wie? Wäre Nakamura-san bereit, im Einverständnis mit seinem Sohn, den Besitz später der Gemeinde zu überschreiben? Wieviel würde die Versetzung des Schuppens und der Umbau an der neuen Stelle wohl kosten? Wie sollte der Umbau aussehen? Bald wurde soviel klar: Nakamura-san übernahm die Versetzung des Schuppens und die damit zusammenhängenden Ausgaben selbst; die übrigen Gemeindeglieder mußten das Material bezahlen. Das war ein Angebot! Alle waren gerne bereit, die Unkosten für den Umbau zu übernehmen und durch eigene Leistung zu unterstützen.

Schnell nahmen die Pläne Gestalt an. Ein Architekt wurde beauftragt, den Antrag auf Genehmigung dieses Vorhabens einzureichen. Es dauerte etwa ein halbes Jahr, dann konnte das Werk beginnen. Die Spezialfirma kam, um den großen Schuppen an die geplante Stelle zu ziehen, und zwar wirklich zu ziehen! So was gibt's vielleicht nur in Japan! Ein Holzhaus zerlegen und an anderer Stelle wieder aufbauen, ist auch anderswo möglich. Aber dieser Umzug wurde ganz anders angepackt.

Zuerst wurde eine Trasse vom Standort des Schuppens bis zum Bauplatz angelegt. Dann wurde der Schuppen 10 cm angehoben, und unter die tragenden Wände wurden, gleichmäßig verteilt, Stahlrollen geschoben. Nach zwei Tagen behutsamer Arbeit stand das Gebäude auf den Rollen auf der Trasse. Nun begann die Prozedur des Umzuges. Je ein Stahlseil wurde an den unteren und oberen Ecken des Schuppens befestigt. Eine Winde in etwa 15 m Entfernung fing an, ganz langsam zu ziehen. Zentimeterweise bewegte

sich der Schuppen vorwärts, dabei mußte er immer wieder ausbalanciert werden. Es nahm drei volle Tage in Anspruch, die 400 m Entfernung zu bewältigen. Wir beteten, daß in diesen kritischen Tagen keine Taifune oder Stürme kommen würden, da sie sicher das Haus in Gefahr gebracht hätten.

Welch eine Freude, als die zukünftige Kirche auf dem vorbereiteten Fundament stand! Nun konnte der Ausbau beginnen. Innerhalb von vier Monaten entstand eine sehr ansprechende Kapelle mit einem netten kleinen Kirchturm, die dazu einlud, unter das Wort Gottes zu kommen. Die Gemeinde wuchs, bald waren 50 bis 60 Personen im Gottesdienst. Eine japanische Mitarbeiterin wurde angestellt und betreute besonders die Frauen und die aufblühende Kinderarbeit. Als wir zweieinhalb Jahre später in den Heimataufenthalt gingen, blieb eine lebendige Gemeinde im Inland Japans zurück. Später berief man einen japanischen Pastor, der die Gemeinde übernahm.

Das alles konnte Gott wirken, weil sich dort in Iwai ein einfacher Bauersmann mit seiner Habe ganz Gott zur Verfügung stellte.

Vier Jahrzehnte vergingen und machten alle Beteiligten um 40 Jahre älter. Als ich im Sommer 1996 zu verschiedenen Diensten in Japan weilte, war es mir ein besonderes Anliegen, Bruder Nakamura, meinen Amerika-ya-san, noch einmal zu treffen, wenn er noch am Leben war. Ja, er lebte noch! Ich hörte, daß er mit seinen 94 Jahren immer noch, wenn auch mit Schwachheit, an den Gottesdiensten teilnehmen konnte. So machte ich mich auf, ihn zu besuchen. Es war noch das mir bekannte Bauernhaus. Es war noch die gleiche Fröhlichkeit, mit der Nakamura-san mir begegnete!

Im Lauf des Gesprächs sagte er auf einmal: »Vat-

ter-sensei, ich freue mich, ich freue mich riesig!« Warum freute er sich denn so? »Weißt du, nun werde ich sehr bald meinen Heiland sehen, an den ich die ganzen Jahre geglaubt, und den ich geliebt habe!« Dabei strahlte er fröhlich und voller Erwartung.

Am dritten Sonntag des Oktobers in jenem Jahr konnte an der Stelle des zu klein gewordenen alten Kirchleins eine große, neugebaute Kirche eingeweiht werden. Bruder Amerika-ya-san war beim Einweihungsgottesdienst anwesend. – Ein halbes Jahr danach ging er zu seinem geliebten Herrn in die Heimat, ein treuer Knecht, zu seiner und seines Herrn Freude.

Gottes Wort verändert

Er fiel unter den Studenten auf, die in die Jugendveranstaltungen unserer Gemeinde am Stadtrand von Tokio kamen: groß und breitschultrig und sehr kräftig – eine echte Ausnahme. Als aufmerksamer Zuhörer saß Hamuro-san Sonntag für Sonntag im Gottesdienst, einige Monate lang. So daran gewöhnt, meinte er vielleicht, durch seinen Gottesdienstbesuch sei er schon Christ geworden. Eine trügerische Situation! Ich lud ihn ein, mich einmal zu besuchen, und wir machten einen Termin aus.

Nun saß er vor mir in meinem Studierzimmer, und ich erklärte ihm, wie wichtig eine Lebensentscheidung für Jesus war und wie diese geschehen konnte. Er dachte eine Weile darüber nach. Dann brach es aus ihm heraus: »Gut, daß Sie das angesprochen haben! Ich möchte klare Sache machen.« Nach einigen weite-

ren Erläuterungen knieten wir nieder, und er betete, daß der Herr ihm seine Sünde vergeben und ihm die Gewißheit der Erlösung schenken möge. Als er aufstand, schaute er mich skeptisch an und sagte: »Vater-sensei, bei ihnen stimmt aber etwas nicht. Sie haben kürzlich in der Predigt gesagt, daß man es spüren kann, wenn man Gottes Kind geworden ist. Aber ich spüre ja nichts. Ist ihre Predigt verkehrt gewesen?« Was für ein aufmerksamer Zuhörer!

»Schau, das ist so: Die Erlösung bekommen wir durch den Glauben an Gottes Wort, das sagt: Deine Sünden sind dir vergeben«, erklärte ich. »Das ist das Wichtigste. Das Gefühl, das kann später dazukommen. Wenn du jetzt auf deinem Moped heimfährst, dann danke einfach dafür, daß du nach 1. Johannes 1, Vers 9 und 10 die Vergebung deiner Sünden erhalten hast. Denn dort steht, wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns alle unsere Sünden vergibt. Halte das im Glauben fest. Wenn du dann auch die Freude darüber spürst, dann ruf mich an und sag mir's!« – Fünf Tage später kam ein kurzer Anruf. »Sensei, jetzt spüre ich es auch!« Das war das ganze Telefongespräch, doch Hamuro-sans Stimme hörte ich an, daß es stimmte. Er wurde ein froher Christ und verantwortungsbewußter Mitarbeiter in der Gemeinde.

Aber dabei blieb es nicht. Es ging mit den Hamuros weiter. Er brachte seine jüngere Schwester, eine Oberschülerin, mit in die Gemeinde, und auch sie übergab ihr Leben Jesus und wurde eine Mitarbeiterin in der Kinderarbeit.

Eines Sonntags zu Beginn des Gottesdienstes bemerkte ich einen Mann, der hinten am Eingang stehen blieb. Er wollte scheinbar nicht Platz nehmen und ging

nach der Predigt still wieder weg. Das wiederholte sich an drei Sonntagen. Am vierten ging ich schnell nach hinten und sprach den Mann an. Er sei der Vater des Studenten Hamuro, stellte er sich vor, und er wolle einfach sehen und hören, was sein Sohn hier in der Kirche mache. Ich lud ihn herzlich ein, doch weiterhin zu kommen und richtig Platz zu nehmen. Gesagt, getan, und dann wurde auch er Christ. Er war zweiter Direktor einer großen Firma. Dort wurde sein verändertes Leben schnell sichtbar, und er mußte im Kollegenkreis manchen Spott ertragen. Mit seinen 62 Jahren war er der älteste Mann in der Gemeinde und ein echtes Zeugnis für die verändernde Kraft des Evangeliums.

Nun geschah etwas völlig Unerwartetes. Seine Frau kam zu uns zu Besuch. Sie war noch nie mit in die Kirche gegangen. Nach einer gewissen Zeit unverbindlichen Gesprächs sagte sie auf einmal: »Ich bin so einsam.« Vorsichtig fragte ich zurück: »Wie kommen Sie denn dazu, so etwas zu sagen?« Enttäuschung sprach aus ihrer Stimme: »Daheim ist alles so anders geworden. Früher hat mein Mann fast jeden Morgen nach einem heftigen Wortwechsel die Türe zugeschlagen und ist ins Geschäft gegangen. Jetzt aber, nachdem er Christ geworden ist, reagiert er nicht mehr, wenn ich schimpfe. Er antwortet nichts mehr, geht nur noch leise zur Tür hinaus. Ich fühle mich so alleingelassen, mir fehlt etwas!«

Zuerst einmal antwortete ich Frau Hamuro spontan: »Glückselige Einsamkeit!« Dann erklärte ich, warum ihr Mann anders geworden sei und wie. »Kommen Sie doch bitte mit ihm in die Gottesdienste!« lud ich ein. Sie kam nicht gleich, aber dann ab und zu und

schließlich regelmäßig. Wir beteten für Frau Hamuro und warteten.

Es war ein großer Tag, als Bruder Hamuro mit seiner Frau bei uns saß und im Gespräch plötzlich ihre Hand ergriff und sagte: »Jetzt können wir jeden Morgen miteinander beten!«

So hatte der Herr eine ganze Familie verändert!

Ich möchte den Jesus, den meine Tochter hat!

Der Anfang in Yuki war wie gesagt schwer. In den vier Jahren, die wir dort wohnten, gab es einen Höhepunkt, der mir immer noch als großes Ereignis vor Augen steht.

Die Oberschülerin Toko Tsukahara kam zu unserem Gottesdienst, und wir freuten uns, daß die kleine Gemeinde von ca. 15 Personen Verstärkung erhielt. Nach kurzer Zeit übergab Toko-san ihr Leben dem Herrn Jesus und wurde nun eine eifrige Mitarbeiterin in der Sonntagsschule und eine Stütze in der gesamten Arbeit. Bei Toko-san zu Hause freute sich allerdings niemand über diese Entwicklung. Der Vater war einer der Verantwortlichen am größten buddhistischen Tempel in der Stadt, und Toko-san mußte den heftigen Widerstand der Eltern ertragen und durchleiden.

Eines Tages erreichte uns die Nachricht, daß Toko-san mit hohem Fieber erkrankt sei. Als ich sie besuchte, fand ich sie fast halbseitig gelähmt daheim liegen: Kinderlähmung! Der ganze Zorn der Familie und

Sippe ergoß sich nun über das Mädchen: »Das ist die Strafe der Götter, die du durch den Übertritt zu dieser christlichen Lehre beleidigt und verärgert hast. Wenn du nicht um- und zurückkehrst zu unseren Ahnen, wirst du noch größeres Unheil über die Familie heraufbeschwören!« Aber Toko-san blieb dem Herrn Jesus treu.

Weil von seiten des Elternhauses keine Hilfe zu erwarten war, holte ich Toko-san, die inzwischen 19 Jahre alt war, in einer Blitzaktion heraus und brachte sie in das Polizeikrankenhaus nach Tokio, dessen Chefarzt ich als Christen kannte. Ich hatte natürlich vorher mit ihm telefoniert, ob ich das Mädchen bringen könnte. Sie selbst war mit dieser Veränderung sehr einverstanden; aber ich, der Missionar, zog mir den Ärger der Eltern zu, wie zu erwarten war. Ab und zu konnten wir von der Gemeinde Toko-san in Tokio besuchen. Sie blieb in ihrem Glauben getrost, auch in ihrem Leiden. Und trotz aller Ablehnung und allem Unverständnis siegte in Frau Tsukaharas Herzen die Mutterliebe. Sie besuchte ihre Tochter fast täglich.

An einem Sonntagabend im Advent rief es vor unserer Haustür: »Gomen kudasai!« Man klopft in Japan nicht an, sondern meldet sich mit diesem Gruß. Als wir öffneten, stand die 64jährige Mutter von Toko-san vor uns. Sehr höflich fragte sie an, ob sie, bitteschön, hereinkommen und mit uns sprechen dürfe. Wir waren überrascht, weil Mutter Tsukahara noch nie den Weg zu uns gefunden hatte, aber auch sehr erfreut, daß sie nun einen Besuch bei uns machte. Als sie am Tisch saß, merkte man ihr an, daß sie es sich fast nicht getraute, aber sie fragte: »Vatter-sensei, wie kann ich den Jesus bekommen, den meine Tochter hat?« Ich

war so erstaunt, daß ich nicht gleich eine Antwort wußte. Tsukahara-san war ja noch nie unter Gottes Wort gewesen. So fragte ich zurück: »Frau Tsukahara, wie kommen Sie überhaupt zu dieser Frage? Sie waren doch noch nie in unserer Gemeinde, Sie haben noch nie an einer Evangelisation oder an biblischen Vorträgen teilgenommen. Wie kommen Sie auf diese Idee?«

Mit stockender Stimme sagte sie etwas vom Schönsten, das wir in unserer Zeit in Japan hören durften. »So oft es ging«, begann sie, »besuchte ich meine Tochter im Krankenhaus in Tokio; all die Zeit nahm ich die Mühen der Hin- und Herfahrt mit der Bahn auf mich, um ihr nahe zu sein und sie zu trösten. Aber ich wußte nicht, mit was ich sie trösten sollte! Ich saß oft verzweifelt und weinend an ihrem Bett und fragte: Oh Toko, wie soll es weitergehen?« (Dahinter steckte die ganze Sorge der Mutter, weil eine teilgelähmte Tochter nie mehr heiraten konnte, und das war für alteingesessene Familien in Japan eine Schande.) »Aber bei all meinen Besuchen habe ich meine Tochter nie aufgeregt oder aufgelöst gesehen. Da beruhigte sie mich, –sie mich! – und sagte: Mama, sei doch getrost, mein Herr Jesus wird es schon recht machen! Herr Vatter, da habe ich gemerkt, daß meine Toko einen Jesus hat, der ihr Leben total veränderte. Wie sie ihm vertraut! Ich bin eine gute, fleißige Buddhistin. Aber so etwas habe ich in meinem Leben noch nicht erlebt. So jemanden kenne ich nicht. Nun möchte ich auch diesen Jesus, den meine Tochter hat und der ihr so viel Kraft gibt, mitten in ihrer grenzenlosen Not!«

Mir bewegtem Herzen und feuchten Augen hörten wir diesen Worten der Mutter Tsukahara zu. Eine gelähmte Tochter – durch ihren Glauben ein Zeugnis für

ihre buddhistische Mutter! Freilich hatte Toko-san oft in der Nacht geweint und zum Herrn gebetet, ihr den Weg in die Zukunft zu zeigen. Sie hatte es in großem Vertrauen und neuer Hingabe getan. Dann konnte sie am Tage ihre Mutter trösten.

Wir erklärten Mutter Tsukahara nun den Weg zu Jesus, und an diesem Abend gab sie dem Heiland ihr Leben und wurde ein lebendiges, frohes Kind Gottes. Sie mußte daheim viel Not ertragen, und manchmal zeigte sie uns auch die blauen Striemen an ihrer Schulter, die von den Schlägen ihres erbosten Mannes herrührten. Als wir von der Stadt Yuki Abschied nahmen, um nach Deutschland zu reisen, bekräftigte sie uns noch: »Man kann mich schlagen oder mir viel antun, aber meinen Heiland werde ich nicht mehr loslassen.«

Sie werden nun fragen, was aus Toko-san selbst geworden ist. Als ich wieder in Japan war, hörte ich mit Freuden, daß sie wieder so weit hergestellt worden und nur eine Lähmung eines Armes zurückgeblieben war. Sie stand als Bibelfrau recht fröhlich in der Frauen- und Gemeindefarbeit und war ein lebendiges Zeugnis für unseren Herrn Jesus Christus.

Wir haben einen großen Herrn, der seine Kinder auch in schwerer Not, im Leid und in der Anfechtung durchbringt und obendrein für andere zum Segen setzt.

Der Schwiegervater schwitzte

Als meine Frau und ich Ende 1996 unsere Kinder in

Botswana besuchten, war ich nicht nur auf unser neuestes Enkelkind gespannt, sondern auch darauf, zu sehen, wie und was unser Schwiegersohn als Missionspilot arbeitete. Wir besuchten ihn im Hangar der »Flying Mission« am Rande des öffentlichen Flughafens von Gabarone und lernten dort auch die anderen Missionare kennen: die Mechaniker, welche die Flugzeuge warteten oder reparierten und die Piloten, die jedoch nicht nur fliegen durften, sondern sich als gelernte Mechaniker ebenfalls um die Maschinen kümmern mußten. Und dann schickte es sich, daß ich an einem der Missionsflüge in die Kalahari teilnehmen konnte.

Die Kalahari ist eine riesige sogenannte Halbwüste, die fast ganz Botswana ausfüllt, eine Beckenlandschaft in 800–1 300 m Höhe. Mächtige Dünenwälle prägen den Süden; nach Norden schließen sich Trockensavannen, Salzpflanzen (verkrustete Salzseen), im Osten und nordwestlich am Okovango Sumpfland an (vorausgesetzt, es hat in der Regenzeit genug oder überhaupt geregnet!). In dieser Kalahari liegen zwei große Wildschutzgebiete. Sie ist nur dünn besiedelt. Ich hörte Namen wie Maun, Ma-un gesprochen, Ghanzi, Kalkfontain. Fernab von diesen größeren Ortschaften, die alle am Rand der Kalahari liegen, wohnen in kleineren Siedlungen die Buschmänner. Auch unter ihnen arbeiten einheimische und ausländische Missionare, und es gehört unter anderem zu den Aufgaben der Missionspiloten, diesen Menschen zu helfen.

»Am nächsten Montag fliege ich zu einem dreitägigen Einsatz in die Kalahari, drüben im westlichen Teil. Willst du mit?« fragte Markus. »Es hat noch Platz im Flugzeug, da ich nur einen Arzt, eine Kran-

kenschwester und einen Therapeuten mitzunehmen habe.« Voller Freude und Erwartung sagte ich zu. Früh um sechs Uhr fuhren wir mit dem Auto zum Hangar am Flugplatz, um alles herzurichten und alle Kontrollen durchzuführen. Das ist zeitraubend. Schließlich muß alles pünktlich und exakt gemacht werden. Gegen 7. 30 Uhr ging es dann los.

Nach einer halben Stunde Flugzeit nahmen wir auf dem Landstreifen einer kleinen Stadt den Therapeuten auf, dann flogen wir weiter und erreichten nach eineinhalb Stunden Ghanzi, das kleine Städtchen an der Grenze zu Namibia. Der Landstreifen dort war geschottert, damit man darauf landen konnte. Das Krankenhaus in Ghanzi ist für die medizinische Versorgung der ganzen nordwestlichen Kalahari zuständig, ein weites Einzugsgebiet.

Hier in Ghanzi stieg der Therapeut aus; er ging an seine Arbeit im Krankenhaus. Dafür sollten wir den Arzt und die Krankenschwester aufnehmen. Als letztere auftauchte, verstand ich, warum Markus froh war, daß der Therapeut uns nicht länger Gesellschaft leistete: Es war wegen des Platzes im Flugzeug und wegen des Gewichts!

Doch so weit sind wir noch nicht. Noch war keiner von beiden zu sehen. Zuerst mußte Markus auftanken – mit einer Handpumpe, hin und her, hin und her, wohl ein paar hundert Mal; dann hieß es, Formulare ausfüllen, wobei die Papiere an Hand und Unterarm auf der schweißnassen Haut hängenblieben. Über so etwas freut man sich besonders beim Schreiben! Danach gingen wir einer Tätigkeit nach, die scheinbar in der Kalahari zu den wichtigsten Beschäftigungen gehört: Warten.

Es war Dezember und dort auf der Südhalbkugel

unserer Erde Sommer, und die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel. Gut, daß ich mir vorher in der Hauptstadt eine Schirmmütze besorgt hatte! Der Schweiß floß in Strömen über Gesicht und Nacken, das Hemd klebte unangenehm auf Brust und Rücken. Der Flugplan stand fest, und für den Augenblick lautete er einfach: warten. Endlich kam der wichtigste Mann, der Arzt, und es konnte weitergehen. Für heute standen noch zwei weit abgelegene Dörfer auf dem Plan, für den nächsten Tag einige weitere.

Das erste Dorf, das wir anflogen, war wirklich sehr klein. Ich konnte beim besten Willen keinen Landestreifen ausmachen, bis Markus mir einen Weg zeigte. Das sollte der Landestreifen sein?! »Ich muß zuerst im Tiefflug runter«, erklärte Markus, »und prüfen, ob der Streifen trocken und von Rinnen frei ist.« Ganz niedrig flog er darüber. Der Streifen war o. k.! Aber beim Landen merkten unsere Rücken, wie holprig die Piste war.

Kaum stand das Flugzeug, schon war es von Kindern umringt. Der Arzt und die Krankenschwester gingen zu ihrer »Klinik«, einem etwa 500 m entfernten Häuschen, wo sie gleich mit ihrer Sprechstunde anfangen. Keiner weiß in so einem Fall, wie viele Patienten kommen und wann weitergeflogen werden kann. »Sollte eine Regenwand aufziehen, müßten wir schnell los. Wenn die Piste naß wird, ist kein Abflug mehr möglich.« Markus kannte sich aus. Aber es regnete nicht. Die Sonne schien.

Was taten wir nun? Markus suchte den Schatten eines Baumes, holte einen Wagenreifen, legte sich hin, den Kopf auf dem Reifen, zog den Hut über das Gesicht und schlief ein. Ich konnte das nicht. So beob-

achtete ich die Frauen beim Kochen, die Kinder beim Spiel, die Patienten auf ihrem Weg zu oder von der Sprechstunde und die wenigen Buschmänner, die ich zu Gesicht bekam.

Die Buschmänner sind eine kleine Minderheit in Botswana, ein ganz anderer Menschenschlag als die Schwarzen: braune Haut, Schlitzaugen (unter den Buben auch Schlitzohren), kurzes, krauses Haar, freundliche Gesichter. So lernte ich sie kennen. Leider werden sie von der Mehrheit immer noch als minderwertig betrachtet und behandelt, obwohl sie die ursprünglichen Bewohner dieser Gegend sind und in bewundernswerter Einfachheit und Genügsamkeit, ja Zufriedenheit dort leben.

Endlich weiter! Beim Anflug auf das nächste Dorf meinte Markus so nebenbei: »Das ist der schwierigste Platz zum Landen. Der Landestreifen ist zu kurz, und dabei geht es noch den Abhang hinunter.« Schon bei der ersten Bodenberührung fing er an abzubremesen, um nicht über das Ziel hinauszuschießen. Hoppla, das ging gut. Hier waren wir in einem größeren Ort, und wir hatten Hunger. Die Vesperbrote, liebevoll zurechtgemacht und daheim im Kühlschrank kaltgestellt, hatten wir am frühen Morgen vergessen! Was tun?

Während das Team wieder bei seinen Kranken war, machten wir uns auf den Weg – es ist gar nicht einfach, im Sand zu gehen! – um einen kleinen Laden zu suchen. Wir entdeckten eine kleine Hütte, die entsprechend aussah und gingen hinein. Ob es etwas zu essen gäbe? Nein, nichts. Wir suchten mit den Augen in jedem Winkel, und dann entdeckten wir zwei Büchsen mit Corned beef. Ob wir die kaufen könnten? Ja, natürlich. Natürlich war auch, daß es keinen Büchsenöffner gab. Aber jeder Pilot hat seinen Leatherman,

ein Mehrfachmesser, bei sich; so ein »Ledermann« kann alles, mit ihm konnten wir auch unsere Büchsen öffnen. Mit Heißhunger stürzte sich jeder auf den Inhalt seiner Dose. Nach einer Weile hielten wir inne und fingen an zu denken. Wie alt war das Fleisch wohl? Dauernd in der Hitze – na, wer weiß! Mit einem Viertel des Inhalts waren wir schon gesättigt! Wir machten zwei Zuschauer übergücklich, als wir ihnen den Rest schenkten. Wir selber waren bedient. – Was kann ein Kühlschranks für eine Hilfe sein! Um zu dieser Einsicht zu gelangen, muß man in die Kalahari fliegen und sein Vesper daheim liegenlassen ...

Nun waren wir wieder beim Flugzeug. Kein Baum, kein Strauch, nur Sonne. Der Arzt und die Schwester ließen auf sich warten, sie hatten scheinbar viele Patienten. Ich machte es mir im Schatten des Flügels bequem. Aber es war nicht lange bequem. Markus dagegen hielt es gut aus. – Aufstehen und Ausschau halten: Nein, sie kommen noch nicht. Wieder hinlegen. Kein Wasser mehr in der großen Flasche! So langsam trocknet da was aus. Mann, kann das Missionarsein schwer sein!

Doch hatte ich wenigstens den Flügel über mir, der etwas Schatten spendete, und ich lernte, dafür dankbar zu sein. »Unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht.« Das Wort aus Psalm 57, Vers 2 kam mir in den Sinn. Und Psalm 91, Vers 1: »Wer unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt ...« Und ich fing an, unter dem Flügel des kleinen Flugzeugs für die schützenden Flügel des großen Gottes zu danken.

Der Abend dämmerte schon, da ging es zurück nach Ghanzi. Wie ich mich auf das Wasser, auf die Dusche und auf etwas Kaltes aus dem kleinen Kühl-

schränkchen des »Hotels« freute! Ja, so ein Wohlstandseuropäer schwitzt und leidet unter der Sonne doch mehr als ein Buschmann!

»Mama, was kommt jetzt?«

Der japanische Student machte einen guten Eindruck auf mich. Er mußte in einem feinen Elternhaus aufgewachsen und erzogen worden sein. Ich lernte ihn in seiner Gemeinde in Tokio kennen, wo er sich engagiert in der Jugendarbeit einsetzte und mit jeder Begegnung stieg meine Wertschätzung. Nach und nach erfuhr ich, daß er zuerst Jura studiert und sich danach dem Theologiestudium zugewandt hatte. Darüber wunderte ich mich; denn sein Vater, Landesgerichtspräsident, war am Christentum völlig uninteressiert. Gott mußte in besonderer Weise eingegriffen und eine große Veränderung bewirkt haben. Mein junger Freund strahlte eine innere Fröhlichkeit aus, die auch auf andere mutmachend wirkte. Jeder merkte ihm an, wie gerne er Christ war.

Wie war es dazu gekommen? Nicht nur der Vater, auch sonst keiner in der Familie konnte mit dem Christentum etwas anfangen, auch nicht die Mutter oder seine ältere Schwester. Das Familienleben verlief harmonisch und zufrieden. Jeder konnte sich alles leisten, was ihm wünschenswert schien. Doch dann wurde die vierundzwanzigjährige Schwester und einzige Tochter schwer krank. Trotz aller ärztlichen Bemühungen ging es täglich schlechter, und die Ärzte konnten keine Hoffnung mehr machen. Sie wurde vom

Krankenhaus wieder nach Hause verlegt – zum Sterben.

Der Vater betrat das Krankenzimmer schon gar nicht mehr. Er, der starke Mann, konnte es nicht ertragen, seine Tochter so schwach und leidend zu sehen. – Nun war sie ins Koma gefallen. Fassungslos standen der Bruder und die Mutter, die Hand ihrer Tochter haltend, daneben in tiefer Traurigkeit.

Da, plötzlich öffnete die Tochter noch einmal die Augen weit und fragend. »Mama!« sagte sie mit klarer Stimme, »Mama, was kommt jetzt? Was kommt jetzt?« – »Ich weiß es nicht, Kind, ich weiß es nicht«, war alles, was die Mutter antworten konnte. Obwohl studiert und hochgebildet, wußte auch sie nicht weiter. Es war die letzte Unterhaltung, wenig später tat die Tochter den letzten Atemzug.

Tief erschüttert durchlebten sie die nächsten Tage. Keine Antwort auf die letzte Frage des geliebten Menschen geben zu können, wie furchtbar! Wie trostlos! – Als die Beerdigung vorüber war, sagte die Frau entschlossen zu ihrem Sohn: »Junge, jetzt suchen wir die Antwort! Wir müssen die Antwort finden auf die Frage: Was kommt jetzt!«

»Wir fingen bei verschiedenen Philosophien und Religionen an«, sagte mir der Student, »aber wir fanden die Antwort nicht. Keine konnte uns sagen, was nach dem Tod kommt. Wir wurden maßlos enttäuscht. – Erst bei Christus fanden wir die Antwort auf die letzte Frage meiner Schwester.«

Darum wollte er nun Pfarrer werden, wollte diese große Botschaft von Jesus und dem Ziel bei ihm verkünden. Er wurde später ein gesegneter Pastor und dann ein sehr guter theologischer Lehrer.

Der wütende Onkel

Auch nach drei Jahren unserer Missionsarbeit war die Gemeinde in Yuki noch sehr klein, und wir freuten uns über jeden, der kam, am meisten über die, die regelmäßig zu sehen waren. Fräulein Kikuchi gehörte zu ihnen, sie setzte sich auch aktiv in der Kinderstunde ein. Auf sie konnte man sich verlassen. In manchen Enttäuschungen, die wir mit anderen erlebten, war ihre konsequente Nachfolge eine große Ermutigung.

Kikuchi-san war körperlich behindert, hatte Schwierigkeiten beim Gehen und Sprechen. Das hatte sie nicht bitter gemacht.

Man spürte ihr ab, daß sie Jesus liebhatte. Kikuchi-san stammte aus einer in der Stadt angesehenen Ärztefamilie. Leider waren beide Eltern schon früh gestorben. Nun wohnte sie allein im Elternhaus, und ihr Onkel, auch ein stadtbekannter Arzt, übte eine Art Vormundschaft über sie aus. Eigentlich war sie schon längst volljährig, aber jemand aus der Sippe sollte ihr als Helfer und Berater zur Seite stehen. Alle Verwandten waren strenge Anhänger des Buddhismus und Shintoismus, der größten Religionsgemeinschaften, die den alten Götter- und Götzenglauben in Japan pflegen. Sie wollten vom Christentum nichts wissen und lehnten diese Lehre aufs Entschiedenste ab.

Genau daher rührte das wachsende Problem für Kikuchi-san. In ihrem Haus stand ja noch der Götzenaltar, der Ahnenschrein. Natürlich brachte sie als Christin hier keine Opfer mehr, das war für sie überflüssig. Auch vor den Verstorbenen, denen man in Japan große Verehrung zuteil werden läßt und denen man jeden Morgen Gaben auf das Ahnenbrett stellt, um sie wohl-

gesonnen zu halten, weil sie einen sonst heimsuchen und plagen könnten, brauchte sie sich nicht zu fürchten. Sie war ihrem Einfluß nicht mehr ausgeliefert, seit Jesus der Herr ihres Lebens geworden war. Dieser Herr war stärker als alle anderen Mächte.

Das Götzen- und Ahnenbrett ließ sich mit ihrem Glauben nicht länger vereinbaren. Sie wollte es aus dem Haus haben, es verbrennen. Und trotzdem war dieser Gedanken mit Angst behaftet – was könnte, was würde passieren? Als Kikuchi-san mir von ihrem Vorhaben erzählte, beruhigte ich sie. »Vor solchen Göttern brauchst du dich nicht zu fürchten«, versicherte ich ihr. »Unser Herr Jesus wird dich beschützen, er ist stärker als alle dämonischen Einflüsse.« Ich war mir nicht sicher, ob Kikuchi-san den Schritt wagen würde, denn ihr Onkel war sicherlich nicht damit einverstanden.

Aber dann kam Kikuchi-san eines Tages zu mir und sagte: »Jetzt habe ich den Altar hinausgeworfen und im Garten verbrannt. Außerdem bin ich entschlossen, auf die Bibelschule zu gehen!« – Das war ein mutiger Schritt im Glauben und im Gehorsam gegen das Wort Gottes. Wir freuten uns, aber wir beteten auch ernstlich für sie.

Kikuchi-sans Tat wurde umgehend zum Stadtgespräch. Und der Onkel wurde wütend! Er sperrte Kikuchi-san in ihr Haus ein und verriegelte Tür und Fensterläden. Mit Essen wurde sie von ihm versorgt, aber sie konnte nicht mehr zu diesen Christen gehen. Ja, sie konnte nicht mehr in die Gemeinde und unter das Wort Gottes kommen. Das war hart. Was konnte ich für sie tun? Konnte ich mich bei ihrem Onkel für sie einsetzen?

Mein Besuch bei ihrem Onkel war wohl der kürzeste Hausbesuch, den ich je gemacht habe. Ich wurde umgehend hinausgeworfen! So wütend habe ich keinen Japaner mehr gesehen! Dahinter steckte nicht nur die Empörung über die Mißachtung der Ahnen und Götter, sondern auch die Schmach, die seine Nichte über ihn und die ganze Familie gebracht hatte. Die ganze Verwandtschaft unmöglich gemacht, unerhört, was für eine Verwegenheit! Es war klar: Wir konnten nichts für sie tun – aber beten.

Und Gott schenkte die Lösung!

Nach einiger Zeit erreichte uns die Nachricht, daß Kikuchi-san aus dem Haus entflohen war. Sie hatte eine Gelegenheit gefunden auszubrechen und war nun mit einem kleinen Bündel ihrer Sachen unterwegs zur Bibelschule. Dort bekam sie das Rüstzeug für ihren späteren Dienst.

Wirklich – ein einmaliger Weg in den vollzeitlichen Dienst!

Mit ausgehängten Türen im Hubschrauber

Es war noch ziemlich am Anfang unserer Missionsarbeit in Neuguinea. Schon einige Zeit bewegten mich die Nachrichten über den Vorstoß des Evangeliums ins Niksekgebiet am Oberlauf des Aprilflusses, einem Nebenfluß des großen Sepik. Ich freute mich über die Pionierarbeit dort, denn damit erreichte die frohe Botschaft auch die Menschen, die an den Abhängen des großen Gebirgszuges mit seinem höchsten Berg

Mt. Wilhelm wohnten. Der Pioniermissionar Fritz Urschitz hatte in mühseligen und anstrengenden tagelangen Fußmärschen zusammen mit einheimischen Mitarbeitern jene Gegend aufgesucht und dort Menschen aufgespürt, die in Stangenhäusern auf hohen Baumriesen lebten. Durch viele Besuche auf langen Anmarschwegen hatten sie persönlichen Kontakt mit dem Stamm geknüpft. Vertrauen entstand. Die Leute gaben nach und nach ihre verständliche Zurückhaltung auf und waren bereit, dem Missionar zuzuhören. Die Verständigung war damals eine mühselige Sache, es ging nur mit einem Übersetzer, der zuerst noch gefunden werden mußte.

Immer neue Menschen tauchten aus dem Urwald auf. Es war bald klar, daß in der Nähe dieser Baumbewohner ein Zentrum für die neue Missionsarbeit geschaffen werden mußte. Ein Stück Land wurde gefunden. Dann begannen die praktischen Vorbereitungen für ein Wohnhaus, einen einfachen Versammlungsraum und einen kleinen Landeplatz.

Die ersten Schritte waren getan, als ich damals Papua-Neuguinea besuchte und auch nach Ambunti am Sepik kam. Ich hatte Missionar Urschitz mitgeteilt, daß ich gerne einmal das geplante Zentrum dieser Pionierarbeit sehen wollte. Mir war bekannt, daß dort noch kein Haus stand und keine Landepiste gebaut war. Keine Ahnung, auf welchem Weg ich dorthin gelangen sollte, mit Sicherheit nicht zu Fuß! Aber Fritz Urschitz wußte sich und mir zu helfen. Er schlug vor, für einen Tag einen Hubschrauber zu chartern, mit dem er gleich einen großen Wassertank und Wellblechplatten transportieren lassen konnte.

Als ich dann mit dem einmotorigen Missionsflugzeug der M.A.F. in Ambunti eintraf, war schon alles

vorbereitet. »Morgen kommt der Helikopter der Wycliff-Bibelübersetzer«, erfuhr ich. Natürlich war ich gespannt auf den Flug und auch auf die Möglichkeit, zum ersten Mal jene Menschen am Aprilfluß zu sehen. Nun war aber gleichzeitig noch ein anderer weißer Besucher da. So gab es am nächsten Tag zwei Flüge. Beim ersten wurde verschiedenes Baumaterial und ein Teil des Wellblechs eingeladen bzw. auf die Kufen gebunden, und der Besucher flog mit. Ich wartete auf den zweiten Flug.

Wieder wurde Wellblech an den Kufen befestigt, der Wassertank sollte an Seilen unten mitschweben. Der Pilot stellte das Gewicht des Wassertanks und der Wellblechplatten fest und war erstaunt, wie schwer das schon war.

Dann wurde ich gewogen, ganz ohne Jacke und Tasche, die ich nicht mitnehmen durfte. Das Ergebnis war trotzdem erschreckend: zu schwer! Nun hatte entweder der Wassertank oder ein Teil des Wellblechs – oder ich zurückzubleiben! Aber ich wollte doch unbedingt mit. Und Missionar Fritz Urschitz wollte unbedingt den Wassertank und das Wellblech, denn für ihn bot sich so eine günstige Gelegenheit nicht so bald wieder! Was tun? Wir schauten uns an – und keiner gab nach.

Doch dann hatte der Pilot die Idee des Tages: »Ich könnte die Türen des Helikopters aushängen, vielleicht wird das Gewicht damit ausreichend reduziert. Sind Sie einverstanden, ohne Türen zu fliegen?« Ich sagte ohne Bedenken zu. Ich wußte ja noch nicht, was mir bevorstand! Er hob die beiden Türen aus den Angeln und wog sie – sieh an! Jetzt waren wir gerade an der Gewichtsgrenze. Ich stieg ein, und schon startete der Helikopter. Eine gute Weile stand er in der Luft, um

den an Stahlseilen aufgehängten Wassertank auszubalancieren.

Dann ging es langsam, ganz langsam voran. Unten pendelte der Tank frei schwebend. Ein aufkommender Wind tat ein übriges, uns in Atem zu halten. Die vielen kleineren und größeren Bergrücken, über die wir ganz knapp schwebten, und die Täler dazwischen nahmen kein Ende. Sicher bot sich ein grandioser Ausblick, aber ich konnte ihn nicht genießen. Ich kämpfte bei dem Schwanken und Schlingern mit Übelkeit und fürchtete, daß der Helikopter die Last nicht durchhalten könnte. Er wird doch nicht an einem der Baumwipfel hängenbleiben, die wir so knapp überfliegen! Gar nicht davon zu reden, daß ich sowieso nicht schwindelfrei bin. Krampfhaft hielt ich den Sicherheitsgurt fest, während ich in Gedanken die verschiedenen Möglichkeiten durchspielte und ohne Unterlaß betete: »Herr, bitte, bring uns gut ans Ziel!«

War der Weg weit! Besonders in unserer Situation! 45 lange, bange Minuten – dann sahen wir den Fluß und bald auch die Insel in seiner Mitte, auf der wir landen konnten. Dort stand der ausländische Besucher, der das Vorrecht hatte, zuerst zu fliegen, umringt von vielen Menschen. Auch er hatte seine Ängste durchgemacht, bekannte er mir später, so ganz allein unter diesen so andersartigen Menschen, die ihn obendrein als kleines Wunder bestaunt, betastet und untersucht hatten. Ein mehrfaches ehrliches Dankgebet stieg aus unseren Herzen auf.

Dort am Aprilfluß begegnete ich zum ersten Mal Menschen, die noch am Rande des Steinzeitalters lebten und nun ohne große Vorbereitung mit der modernen Neuzeit konfrontiert wurden. Trotz aller Schwierigkeiten war ich dankbar für jenen Besuch in den Ur-

wäldern von Neuguinea – denn ich sah, was getan wurde, um die Menschen mit der frohen Botschaft von Jesus zu erreichen.

Übrigens: Der Rückflug ohne Blech und Wassertank war bedeutend angenehmer.

Glück im Unglück

Der Sommer ist in Japan um einiges heißer als bei uns in Europa. Man wird es kaum glauben, aber der 36. Breitengrad, der sich bei Tokio durch die Kantonebene zieht, geht im Norden von Afrika durch Tunis und Algier. Nach der vorhergehenden Regenzeit ist die Luftfeuchtigkeit sehr hoch, nicht selten über 90 %.

Der Hitze wegen machen unsere Missionare ihren Urlaub im Sommer und verbringen ihn in den Bergen in 1000 m Höhe. Sie wohnen dort schön nachbarlich beieinander in leichten Holzhäuschen zwischen schattenspendenden Bäumen. Aber das ist nicht der einzige gute Grund für den »Sommer in Karuizawa«. Zur Erholung kommt noch die geistliche Stärkung. Eigens für Missionare aus aller Herren Länder werden zwei Konferenzwochen abgehalten, damit sie, die das ganze Jahr über predigen müssen, einmal selbst Hörer sein und Gottes Wort ganz privat aufnehmen können. Das tut gut.

Schön ist auch die Gemeinschaft mit den anderen Missionaren. Sie sind sonst weit auseinander auf ihren Missionsstationen und sehen sich übers Jahr nur selten. Hier oben treffen sie sich zu einem Schwätzchen oder einem hilfreichen Gespräch, gehen wandern, ma-

chen Picknick oder trinken den Sonntagnachmittagskaffee miteinander im Freien.

So war es zu unserer Zeit auch schon. Übers Wochenende fuhren wir Männer zum Sonntagsdienst hinunter, jeder in seine Gemeinde, während die Familie oben in der erholsamen guten Luft bleiben durfte. Ich brauche nicht extra zu betonen, wie sehr wir uns freuten, bis auch wir wieder aus der Schwüle der Tiefebene entfliehen durften. Aber einmal wurde ich mit einer bösen Nachricht empfangen.

Noch heute denke ich mit Schrecken an jenen Abend zurück, als ich gegen Mitternacht erwartungsvoll heimkam und von dem Unglück erfuhr, das geschehen war. Zuerst machte es mich stutzig, daß in unserem Häuschen kein Licht mehr brannte, dann, daß statt meiner Frau unsere Nachbarin herüberkam, um mich zu begrüßen. Irgend etwas stimmte nicht! – »Erschrick nicht!« begann sie auch gleich. »Eure Kinder schlafen brav. Nur Sigrid und Evelyne sind nicht da, sie mußten am Nachmittag schnell ins Krankenhaus.«

Was war passiert? Die Kinder hatten bei einem gemeinsamen Spaziergang allerlei »Gemüse« gesammelt, Blätter, Samen und Stengel, mit dem sie anschließend vor dem Haus »Kocheries« spielten. Evelyne konnte sich mit ihren knapp eineinhalb Jahren noch nicht für sie zufriedenstellend beteiligen. Deshalb nützte sie die Stille nach dem Mittagessen, während die drei »Großen« im Planschbecken und ihre Mama beim Bügeln waren, um jetzt ungestört die Kochstelle unterm großen Nußbaum zu durchstöbern. Sie fand etwas, das wie ein kleiner Maiskolben aussah, daran konnte man doch mal knabbern ... Keiner ahnte, daß bei dem »Gemüse« eine gefährliche Pflanze war!

Als das Schmerzensgeschrei ertönte, rannten meine Frau und die Nachbarin herzu, sie entdeckten ein oder zwei grüne Beeren in Evelynes Mund, die einen ätzenden weißen Saft hatten. Gift! Zum Glück hatte Evelyne sie nicht geschluckt. Von dem Saft schwoll die Zunge beängstigend dick an. Schnellstens fuhr einer der Missionare, der – ebenfalls zum Glück – schon früher zurückgekehrt war, Mutter und Töchterchen ins 12 km entfernte Krankenhaus.

»Zwei Ärzte untersuchten die Kleine«, erzählte mir meine Frau. Sie spürt heute noch, wie es ihr kalt über den Rücken lief, als einer der beiden Doktoren sagte: »Um das Leben zu retten, müssen wir einen Luftröhrenschnitt machen«, und ihre Einwilligung einholte. Sie hielt selbst Evelynes Ärmchen fest, während der Arzt mit kundiger Hand den Schnitt ausführte und die Kanüle legte, durch die das Kind nun wieder atmen konnte.

Das alles erfuhr ich nach und nach. Allein der Anfang reichte mir fürs erste! Ich fuhr umgehend ins Krankenhaus. Da lag die Kleine in einem großen Krankenhausbett. An ihrer Seite saß meine Frau, die ihr Nachtlager einfach auf dem Boden aufgeschlagen hatte. Das war in Japan normal. Denn in so einem kleinen Landkrankenhaus übernahmen die Krankenschwestern nur die medizinische Betreuung, alles andere hatte eine Pflegeperson zu besorgen. Im anderen Bett lag ein Mann. Für ihn war seine Frau zur Pflege mitgekommen. An Schlaf war nicht zu denken. Über die Kanüle an Evelynes Hals mußte ununterbrochen eine kleine Sauerstoffglocke gehalten werden. – Am nächsten Tag kam für zwei bis drei Stunden eine Ablösung, damit die Mutter mal wieder die Augen zumachen konnte.

Den wichtigsten Teil am Geschehen übernahmen aber draußen im »deutschen Dorf« und drinnen im Städtchen die Missionsgeschwister, die sich zum Gebet zusammenfanden: Deutsche, Amerikaner, Engländer und japanische Geschwister.

Nach anfänglicher Erleichterung stellten sich Komplikationen ein. Meiner Frau fiel auf, wie ihre Kleine zunehmend schwerer atmete. Der kleine Brustkorb hob und senkte sich lufthungrig in kurzen Atemzügen. Schleim und zerfallendes Gewebe verklebten die Kanüle. Sofort läutete sie nach der Krankenschwester und ein Arzt – in Eile herbeigerufen – erkannte die Gefahr und zog kurzerhand die Kanüle heraus. Das Kind konnte nun den Schleim durch das Loch im Hals abhusten und wieder atmen.

Das geschah nachmittags um 4 Uhr, gerade, als draußen im Feriendorf die Missionare zur Fürbitte zusammen waren! Zu mir hatten sie gesagt: »Ernst, geh du und schau nach deinen Kindern! Wir wissen, wie dir zumute ist!« Sie aber hatten sich für uns in ernstlichem Gebet eingesetzt. Und Gott hatte erhört!

Evelyne wurde wiederhergestellt. Zuerst war noch ungewiß, ob nicht die Stimmbänder Schaden genommen hatten, ob die Stimme überhaupt wiederkäme. Aber wir hätten uns nicht zu sorgen brauchen. Evelyne konnte bald wieder sehr gut schreien – fast, als hätten unsere Freunde ein bißchen zu kräftig für sie gebetet ...

Eine große Narbe am Hals blieb. Sie erinnert uns nicht nur an das schwere Erlebnis von damals, sondern auch an das Wunder, das Gott an Evelyne getan hat, und gleichermaßen an die beglückende Gemeinschaft unter den Missionaren – unser großes Glück im Unglück.

Weitere Bücher von VLM



H. u. G. Taylor
Hudson Taylor – Abenteuer mit Gott

176 Seiten, Bestell-Nr. 472 324

Viele Christen fragen und suchen – mit Recht – nach mehr Vollmacht und Kraft in der Nachfolge und im Dienst Jesu. Das Leben Hudson Taylors ist hervorragend dazu angetan, uns darin den Weg zu weisen. Die Verfasser haben ein Buch geschaffen, das jedem offenen Leser einen reichen Segen bereiten will und eine Wegweisung zu einem erfüllteren, überfließenden Leben in der Nachfolge Jesu sein kann.



Hanspeter Wolfsberger (Hg.)

So führt Gott

Geschichten zum Staunen
aus der Arbeit der Liebenzeller
Mission

112 Seiten, Bestell-Nr. 477 793

Das Leben mit Gott ist oft abenteuerlich. Darüber berichten in diesem Buch Missionarinnen und Missionare aus den verschiedensten Ländern. Sie mussten sich mit Geisterkulten und Giftschlangen, Räubern und Kopfgeldjägern auseinandersetzen – und haben erlebt, wie Gott sie durchgetragen hat.



Joachim Kleemann (Hg.)
Schweres Gepäck
112 Seiten, Bestell-Nr. 477 705

Dieses Buch berichtet von Lebensschicksalen, die jeden treffen können. Verschiedene Menschen berichten offen und ehrlich, was sie in schwierigen Lebenssituationen durchlitten, und mit Gottes Hilfe gemeistert haben. Schweres Gepäck wurde leichter tragbar. Sie erfahren, wie auch Sie es lernen, schweres Gepäck zu tragen und wo die Hilfe herkommt. Ein mutmachendes Buch, das hilft, das, was andere mit Gott erfahren haben, für das eigene Leben nutzbar zu machen.



Joachim Kleemann (Hg.)
Der Zettel vom Himmel
96 Seiten, Bestell-Nr. 477 760

Bürgerkrieg im Land der Freiheit. Schatten des Golfkrieges in Bangladesch. Schiffbruch mit dem nagelneuen Missionsboot. Missionsstation abgebrannt. Ärger mit dem einheimischen Chef. Missionaren bleibt nichts erspart. In wahren Geschichten aus ihrem Leben zeigen Missionare in diesem Buch, wie Gott auch auf den unmöglichen Wegen richtig führt.

Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesen Büchern!

Ernst Vatter Zum Staunen in der weiten Welt



Der Autor war jahrzehntelang als Beauftragter der Sache Gottes in der ganzen Welt unterwegs. Hier läßt er an einigen seiner besonderen Erlebnisse und Erfahrungen teilhaben. Es geht darum, den Blick für das Handeln Gottes zu bekommen – der auch unser Leben reich und erfüllt machen will.

Ernst Vatter wurde 1952 als Missionar nach Japan ausgesandt. Während der zweiten Hälfte seines Berufslebens trug er Verantwortung für die Arbeit der Liebenzeller Mission in vielen Teilen dieser Welt.



TELOS-Taschenbuch Nr. 77 779
ISBN 3-88002-659-9
Preisgruppe 8